

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang XI.

februar 1910.

Heft 2.

Das Kind und seine Poesie.

(Aus „Deutsche Schulpraxis“).

Von G. Rauhut, Frankenstein in Schlesien.

(Schluss.)

In den Liedern und Reimchen der Kinder malt sich aber auch ihr ganzes Leben und Treiben. Besonders die Schule hebt sich da heraus. Wer konnte nicht: A, B, C, die Katze lief in Schnee usf. In hiesiger Gegend hört man auch oft: „Eene, dene Tintenfass, geh' in die Schul' und lerne was.“

Ferner sind es die unter den mannigfachsten Formen bekannten Neckversen, die von seiten der Knaben und Mädchen usf. überall umgehen und von denen jede Gegend ihre reichliche Anzahl hat. Aus Dün-ger, Seite 40, führe ich an:

„Mädchen, das sind Gottesengel,
Buben aber Gassenbengel.“

und:

„Denkt ihr denn, denkt ihr denn
Mädle sei teuer,
's Schock an Pfeng, 's Schock an Pfeng,
drei Schock an Dreier.“

Da das Kind gern die Tätigkeit der Erwachsenen nachahmt, so hat es sich auch dafür seine Liedchen und Reimchen zurecht gemacht. So hat es Lieder für das Schulehalten, das Predigen, das Dreschen, das Hämmern u. s. f. Am bekanntesten und verbreitetsten ist die Kinderpredigt:

„Hört meine Herrn, Eppel sind kene Bern,
Bern sind kene Eppel, die grosse Wurst hat zwei Zippel,
Zwei Zippel hat die grosse Wurst, der Bauer muss leiden Hunger und
Durst,

Hunger und Durst leidet der Bauer, das Leben wird ihm sehr sauer,
Sehr sauer wird ihm das Leben, der Weinstock trägt viele Reben.
Viele Reben trägt der Weinstock, kein Kalb ist kein Ziegenbock,
Kein Ziegenbock ist kein Kalb, hört, meine Predigt ist halb.
Halb ist die Predigt, der Brotschrank ist ledig,
Ledig ist der Brotschrank, kein Tisch ist keine Ofenbank,
Keine Ofenbank ist kein Tisch, in der See sind viele Fisch,
Viele Fische sind in der See, der Hund hat viele Flöh,
Viele Flöh hat der Hund, kein Viertel ist kein Pfund,
Kein Pfund ist kein Viertel, die Bauernmädchen tragen rote Gürtel,
Rote Gürtel tragen die Bauernmädchen, keine Maus ist kein Rotkehlchen,
Kein Rotkehlchen ist keine Maus, meine Herren, die Predigt ist aus.“

Wir haben in diesem Reim nicht nur die altdeutsche Ausdrucksweise der doppelten Negation erhalten (Vergleiche die interessante Untersuchung von Hildebrand in Grimms Wörterbuch unter „keine“), sondern es ist das Lied noch deswegen bemerkenswert, weil wir darin ein Beispiel vom Kettenreim haben, wie ihn auch das Altertum schon hatte. Ein Beispiel aus dem 14. Jahrhundert gibt W. Wackernagel, *Altdeutsches Lesebuch*, Seite 967:

„Es reit ein hërre
sîn schilt was ein gère
Ein gère was sîn schilt
unde ein hagel sîn wint:
Sîn wint was ein hagel u. s. f.

Eine besondere Freude macht es den Kleinen, die einigermaßen die ersten Schwierigkeiten der Sprache überwunden haben, mit der Sprache gleichsam Experimente anzustellen, sich in der Fertigkeit zu erproben. Dunder a. a. O., Seite 42, bezeichnet alle in diesen Abschnitt fallenden Worte und Reime als Kinderphilologie. Das Kind beginnt dieses oder jenes Ding nach seiner Weise, seiner Auffassung zu benennen, und so kann man mit Recht von einer Kindersprache reden. Die Kuh benamt es „Muhmuh“, den Hammer „Pochpoch“, das Mus „Pappap“ u. s. f.

Ferner liebt es in dieser Zeit besonders den Klingklang der Worte, z. B. bim bam; fitsche, fatsche; 1, 2, 3, bicke backe hei u. s. f.

Ist das Kind mit seiner Sprache etwas mehr vertraut, so nimmt es auch in seinen Sprüchlein einen höheren Flug. Es gibt uns dann sogar Beispiele von Alliterationen. Am bekanntesten ist:

Wenn mancher Mann wüsste,
wer mancher Mann wär',
gäb mancher Mann manchem Mann
manchmal mehr Ehr.
Weil mancher Mann nicht weiss,
wer mancher Mann ist,
drum mancher Mann manchen Mann
manchmal vergisst."

Vergleiche Rochholz Seite 29, 22, Oldenburger Kinderlieder Seite 60,
Dunger Seite 131, Simrock No. 978.

Dunger, Seite 131, bemerkt zu diesem Spruche, dass er sich schon in dem Liederbuche der mittelalterlichen Klara Hätzlerin finde.

Wichtig sind dem Kinde auch die sogenannten Abzählversen wie „Ene, dene, daus, du bist naus!“ oder

„1, 2, 3, 4
sass ein Mädchen vor der Tür,
hat ein gelbes Hütchen auf,
du, Zuckerpüppchen, du musst naus!“

oder:

„Ignatz, Kraschper, Dixla, Franz,
O alle schtiehn m'r ei am Kranz,
Doch bei soamma kenn' m'r ne blein,
War etz droa kemmt, dar muss sein.“

oder:

„As, zwee, drei, viere.....achte, neune,
Zu Breslau schtieht 'ne Scheune,
Zu Breslau schtieht a Pappahaus,
Do gucka drei schiene Jompfa'n raus;
De erschte spennt Seide,
De zweete schoabt Kreide,
De drette macht Hemde:
Mir äs, dir äs, dam foalscha Judas käs.“

oder:

„As, zwee, dreie, viere, fenfe, sexe, sieben,
Eine Frau kocht Rüben,
Eine Frau kocht Speck,
Oaber du must weg.“

Das eigentliche Lebenselement des Kindes ist aber das Spiel. Wer vermöchte sich ein Kind zu denken ohne dasselbe, oder einen Erzieher, der dieses dem Kinde versagte! Im Spiel werden die geistigen Kräfte

des Kindes ja von ihm selbst angespannt und geübt, daher auch die hohe pädagogische Bedeutung des Spieles. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. (Schiller, 15. Brief über ästhetische Erziehung.) Das Spiel fordert die ganze Persönlichkeit und so wirkt es allseitig: „Über den Sinn, Stärkung und Entwicklung der Glieder, die Bildung klarer Anschauungen und Begriffe, Gewandtheit und List, Geistesgegenwart und Mut, Gemeingefühl und Gerechtigkeitsinn, die volle freudige Liebe zur Menschheit und die Lust am Handeln, alles bekommt hier Gelegenheit zu freier Entfaltung und alle Seiten der kindlichen Neigung, die Lust am Gesang wie an persönlicher dramatischer Darstellung werden im Spiel zusammengefasst.“ (Götz a. a. O., Seite 251.)

Da nun die Kinderwelt gern und viel spielt, so ist es erklärlich, dass sie eine Menge Spiellieder hat, die beim Spiel gesungen oder gesprochen werden und mit denen sie ihr Spiel belebt. Jene der oben erwähnten Sammlungen bietet eine Menge Spiellieder. Ihr Inhalt ist natürlich ein sehr verschiedenartiger; am verbreitetsten sind:

„Taler, Taler, du musst wandern,
von dem einen Ort zum andern,
das ist herrlich, das ist schön.
Taler, du must wandern gehn.“
(Dunger 195, Simrock No. 874.)

oder:

„Komm wir wollen wandern,
Von einer Stadt zur andern.
Ri, ra, rutsch!
Die Mädchen tanzen Zutsch (Schottisch).“
(Vergleiche Dunger 169.)

oder:

„Wir woll'n die pölsche Brücke baun!
Mit was denn?
Mit lauter Gold und Silber.
Wer hat sie denn verbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner jungen Tochter.
Kriecht alle durch, kriecht alle durch,
Den letzten woll'n wir fangen
Mit Spiessen und mit Stangen.“

(Vergleiche Maier No. 373. Rochholz Seite 373. Simrock No. 834.
Dunger Seite 173 ff.)

Das letzte, vielverbreitete Spiellied hat wiederum seinen Ursprung in unserer germanischen Vorzeit.

Es lebt darin noch ein Rest des alten, heidnischen Glaubens, von dem Ritte der Toten in das umgitterte Reich der Halja und über die Totenbrücke. Zwei der Kinder bilden in dem zugehörigen bekannten Spiel durch Emporheben der Hände ein Tor.

Vergleiche die ausführliche Untersuchung W. Mannhardts in Wolfs Zeitschrift IV, 301 ff.; ferner Rochholz, Seite 373; Dunger, Seite 57.

In den Ringelreigen, die ja die Kinder sehr gern spielen, werden am liebsten gesungen:

„Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Wir sassen auf der Weide,
Spannen klare Seide,
Ein Jahr, sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Dreht sich Jumfer (Lieschen) um.

(Vergleiche Dunger 190.)

oder:

„Ringel, Ringel Reihe,
Morgen früh um dreie,
Wird's a Schneechen schneien,
Steigmr auf'n Hollunderbusch,
Singmr alle: husch, husch, husch.

(Vergleiche Dunger 188.)

Die Ringelreihen sind noch Reste der altheidnischen Tänze, die zu Ehren der Götter gehalten wurden. Ringel, Ringel, Rosenkranz, erinnert speziell noch an die Chorreigen, die bei Frühlings Anfang gesungen wurden. (Dunger, Seite 52.)

Noch müssen wir auch der Rätselpoesie des Kindes gedenken. In der altdutschen Zeit war das Aufgeben und Lösen von Rätseln auch den Erwachsenen eine angenehme Beschäftigung. Heute ist die alte Sitte in der Hauptsache nur noch bei der Kinderwelt bewahrt. Wie oft treffen wir Kinder in einem traulichen Winkel im Kreise zusammensitzend und sich Rätselfragen vorlegend! Es ist dies höchst erfreulich, denn sagt Götz a. a. O., Seite 269: „In den Rätseln steckt eine solche Fülle von Gedankenarbeit, von liebenswürdiger Naturbetrachtung, wie kaum sonst irgendwo, und ich halte es ohne Bedenken für eines der besten pädagogischen Mittel zur Bildung und Entwicklung der kindlichen Begriffswelt. Das Rätsel gefällt sich in herausfordernden Antithesen, in unmöglich scheinenden Zusammenstellungen, es schildert seinen Gegenstand als ein Ding mit so wunderbaren Eigenschaften, dass der ganze Scharfsinn aufgeboten wird, ein solches Monstrum irgendwo ausfindig zu machen, und wenn es zum Treffen kommt, so liegt es in der Nähe und hat die Wundereigenschaften nur durch eine neue Art der Anschauung gewonnen,

mit der nun auch anderwärts die Dinge anzusehen das Kind angeregt wird.

Bildet das Kind seine Rätsel, so bleibt es in der konkreten Welt. Dinge, die es selber gesehen und beobachtet hat, sucht es in seiner Weise zu umschreiben.

Die Sammlungen von Kinderrätseln sind sehr reichhaltig; wir erwähnen daraus z. B.:

„Ich weiss ein kleines Haus,
Hat keine Fenster, keine Tore,
Und will der kleine Wirt heraus,
So muss er erst die Welt durchbohren.“

(Ei mit Kuchlein.)

(Rochholz, Seite 242; Meier, No. 15.)

Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.“

(Zuckerhut.)

(Dunger 198, Simrock No. 1026, Meier No. 287.)

„Treppunter lachts,
Treppauf weints.“

(Wasserkanne.)

„Es rumpelt und pumpelt an allen vier Ecken,
Soldaten, Kroaten, kanns niemand erraten.“

(Mühle.)

u. s. f.

Wir stehen am Schluss der Betrachtung der Kinderpoesie. Wir sind mit dem Kinde gegangen auf allen seinen Wegen, wir haben es beobachtet in seinem ganzen Tun und Handeln und fanden dasselbe überall umduftet von den Blumen der Poesie, die aus ihm selbst auf natürliche Weise herausgewachsen. Wir fühlen dabei so recht mit Rückert:

„O du Kindermund, o du Kindermund,
unbewusster Weisheit froh.“

Und der Lehrer, der zugleich ein rechter Erzieher sein will, hat zugleich reinen Gewinn für seine Wirksamkeit davon, wenn er die Äusserungen des jugendlichen Geistes auch nach dieser Seite hin studiert.

Je klarer er über das Vorstellungsmaterial eines Zöglings ist, um so mehr wird er ihn natürlich fördern. Er wird dann ganz anders Gelegenheit haben, in diesem und jenem Falle das analytische Material, was ihm sein Pflegling entgegenbringt, auszubeuten, seine Unterrichtsbeispiele wird er vielfach dann so wählen können, dass sie nicht als unorganische Stoffe an den kindlichen Geist herantreten, sondern dass er in den einzelnen Fällen auf vollständiges Verständnis rechnen kann.

What Prominence is to be Assigned to the Work in Speaking the Foreign Language?*

Carl Albert Krause, Ph. D., Head of the Department of Modern Languages,
Jamaica High School, N. Y.

We shall consider the following questions:

- I. Why should we teach our pupils to speak the Modern Languages?
- II. How is the work in speaking a modern language to be carried on?
- III. What prominence shall we assign to speaking?
- IV. What will be the results and the effect, if work in speaking is emphasized in modern language teaching?

Why should we teach speaking the foreign language?

Without the ability to speak a living language our pupils

1. will never enter into the real spirit and life of that language, and
2. will never attain genuine, intelligent appreciation of its literature.

Language comes from *lingua* (tongue), hence language is primarily a form of speech. *Sprache* comes from *sprechen*, *und eine Sprache ist da, um gesprochen zu werden*.

Written language is merely an epitome of spoken language. The *kennen* must be preceded by the *können*.

In other words, speaking is not an end but rather a means to an end. How can we understand fully a language unless we comprehend it when spoken to, or unless we can speak it? Oral facility penetrates into the very essence of a language and leads to thinking in the idiom.

If the ability to speak a living language is essential to a proper understanding of it, is it not also true that without the knowledge of the language one cannot hope to appreciate intelligently its literature which is recorded in language? Can anyone appreciate literature unless one has the language as standard of comparison?

How is the work in speaking a modern language to be carried on?

First: Give the pupils a solid foundation of practical phonetics to ensure good and intelligent pronunciation. That is absolutely imperative. Familiarity with the sounds of a language is the best preparation for speaking it. How can we erect a substantial structure without a strong foundation?

* Paper read before the New York State Modern Language Association, at Teachers' College, Columbia University, New York City, Dec. 30, 1909.

I shall not go into any details here. Suffice it to say that the pupils must understand the differentiation between the English and the foreign sounds as to the action and position of the vocal organs and as to the point of articulation. The new basis of articulation must be made clear.

Lyric Poetry is of value here for two reasons: 1. It furnishes a good means of securing accurate pronunciation and intonation, the more so when the poem can be sung. 2. It is less easily forgotten than detached prose, and any aid to the memory ought to be welcome, not to speak of the aesthetic side. The ear, which is the proper receptive organ of language, is thus developed before the faculty of speech. Before oral work ought to come aural training.

Second: Immediately after this thorough drill on pronunciation, speaking per se, with a well-defined purpose, must set in. Appeal to the students directly through the foreign language. Issue your commands in German or French and have them answered in the foreign idiom.—Numerals offer, in my opinion, a fruitful field of conversation: Cardinals first, in conjunction with, for instance, the names of the days, weeks, and seasons, age of pupils, time of the day, parts of the body or things in the schoolroom. Problems in mental arithmetic are very stimulating also. The teacher's questions must be answered by the pupil or by the pupils in complete sentences. Bear in mind that the sentence is the unit of speech. Ordinals would next furnish current date, anniversaries, etc., as topics of conversation. Simultaneously by way of the so-called object method (*Anschaunungsunterricht*) the students' vocabulary is greatly increased. However, I do not advocate making much of this perception method for our pupils.

To give power and self-assurance the recitation ought to be made dramatic. All actions of the pupils ought to be accompanied by corresponding language, whether in the 1st or also 2nd or 3rd persons (Gouin method). Security in forms is thus effected. Comparison might also be taught dramatically. Blackboard work is carried on hand in hand with these oral exercises so as to impress also the visual and graphic centers besides the auditory and motor-speech. At any rate, do not forget that *repetitio est mater studiorum*.

Concert work must form an integral part of all work both in speaking and reading, chiefly in large classes. For the sake of testing the power of understanding the spoken language, dictation is not only a good device but also an invaluable aid.

Third: Speaking based upon the text, upon the reading would follow as a natural continuation of the oral exercises. In other words, the reading material should be presented, at least at first, as speaking material. In this manner, reading becomes real, *lebendig*, and the foreign language grows naturally into the language of the class-room. We should advise the taking up of a reader first, then an easy text, etc. As the pupils' active vocabulary and wealth of idiomatic expressions increase they really begin to compose and will be led by their own *Sprachgefühl*. Original oral and written compositions should be kept up throughout the course. Free reproductions are also of incalculable value here. Translation is practically debarred or, at least, reduced to a minimum.

Be sure, that the texts studied contain good German or French—not corrupt newspaper jargon—and that they depict the life and ideals of that nation the language of which you are teaching. Besides the linguistic instruction, you furnish in this way an additional cultural training that must not be underrated, not to mention the powerful appeal to imagination. But above all, the students hear during the recitations by far more German and French than they would ordinarily assimilate if they were to read, say, ten times as much. We believe that knowledge of the living language is the best road towards an intelligent appreciation of the literature. The colloquial vocabulary is by dint of reading supplemented by a literary vocabulary, the possession of which certainly is a *conditio sine qua non* for the rational study of literature. A realistic vocabulary is thus obtained.

What prominence shall we assign to speaking?

If my previous suggestions are valid, then the answer is self-evident: You cannot do too much consistent work in speaking the foreign language. Speaking must be an essential and important part of all modern language instruction as the best means of learning the foreign language. With speaking the work must begin. From speaking the work in writing is developed. Upon speaking the work in reading is based. Speaking facility is a necessary condition for the appreciation of the literature of a modern language, both as to form and content.

Assign to speaking that paramount position which is absolutely essential for any success in modern language work. For the ability to speak a living language will furnish the key to all storehouses of intelligence, and will unlock all the doors that lead to a proper understanding and appreciations of the great nations, their literature, history, geography, and civilization—which are the ultimate ends of all language work. Re-

member, we are teachers of the German or French language, but not of German or French grammar alone.

Is English to be excluded entirely?

No. Systematic work in grammar, after the student knows something of the language, is, considering our conditions, I think, best carried on in English. A language is individual, specific, but grammar is universal. German accidence especially is so difficult and so different from English that constant reference should be made to the mother-tongue. Abstract grammar instruction is scarcely ever fruitful, but as a comparative study, grammar is of great value and interest. Let us remember that grammar should illuminate the language but language should not illustrate grammar. Grammar must elucidate, describe, but not define. Locke maintains that grammar can be taught only to those who speak the language, since otherwise the teaching of the grammar of a language would be impossible.

Results:

If speaking is placed in the fore-ground of modern language work—thereby not neglecting any other phase but rather aiding it:

1. The class will be constantly alive, a condition, befitting a living language.

2. Enthusiasm and interest, so necessary for success in any kind of work, will be patent.

3. Originality, self-activity, and self-reliance will be engendered. Speaking facility of a living language develops the pupil's individuality more than does a passive reading acquaintance, and adjusts him more quickly to his new environment than does a formal, lifeless presentation.

4. Work will be slower at first but surer and more thorough. In this way superficially and too great hurry—the foes of all our instruction—will be practically eliminated.

5. Attention will be concentrated upon the contents rather than upon the form. Speaking leads into the thought and brings forth the meaning.

6. A comparative mastery of the spoken language gives power which is, ultimately, the object of all education. With this equipment the more arduous tasks of literary reading and writing will become comparatively easy and will prove to be sources of delight and not of despair.

In a word, the study of modern languages will be a pleasure and not a task. With this enjoyment will be mated an appetite for knowledge, for improvement which is essential in true education. Remember: we are to educate and not only to instruct. Let us be leaders and open up for our pupils one of the avenues that lead to happiness and a better mode of living. The best lesson a teacher can teach is how to learn.

We have pointed out in the foregoing the absolute necessity as to reason, mode, scope, and value of work in speaking the foreign language. Hence the following two theses seem to be justified:

1. *That work in speaking the foreign language be required in all grades of modern language teaching.*

As a logical sequel, we maintain:

2. *That aural and oral work, including memorizing of poems etc., done in class and subject to inspection be an integral part of any examination and receive appropriate credit, perhaps 20 per cent, by the State authorities (similar to credit given for notebook work in the sciences).*

In other words, work in speaking will only then be enforced and recognized, if due allowance for such work is granted and called for by the authorities.

When all is said and done, this fact remains that before we can truly reform the method of teaching, we must educate the teachers of modern languages. Familiarity on their part with the accidence, syntax, and literary history is not enough. They must take cognizance of the 'Reform' which has carried the day. With an improved working apparatus for the teachers will come better results. Above all see that teachers of living languages can handle them as such, i. e. have oral facility, which can easily be determined by a rigid oral examination. Power to use is after all the measure of efficiency in a modern language. To insure high efficiency sabbatical years for study and travel ought to be granted to modern language teachers.

Schiller ein Lebensbrevier.

Vorgetragen beim Schiller Symposium des Deutschen Lehrervereins von New York und Umgegend.

Von Ernst Freyburger, New York.

Ein Siegfried geistigen Schaffens, hat Schiller die deutsche Poesie bezwungen und ist durch sie in blühendem Alter zugrunde gerichtet worden, — als hätte der Göttin Neid ihm ferneres Heldentum missgönnt. Um so strahlender leuchtet seine Lichtgestalt deutschem Empfinden, deutschem Herzen.

Vom goldenen Morgen der Kindheit bis zu dem Augenblicke, da der schwarze Fürst der Schatten in unser Leben greift, begleitet uns Schiller-scher Geist im Lernen und Verstehen. War nicht das Lied Walter Tells:
„Mit dem Pfeil, dem Bogen“

eines der ersten, die wir als Knaben gesungen? In wessen Ohr klang nicht in ernsten Stunden die getragene Weise:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an“?

Wahrlich, im wechsellvollen Spiel des Lebens ist keine Station, an der wir uns nicht, in Freude oder Schmerz, Schillers erinnerten!

Als noch die Fragen der Weltsphynx im Dämmer des Denkens uns erwarteten, übte uns Turandot im Lösen des schönsten Rätsels:

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde?“

und das erste Ahnen der Schuld gab wohl dem Knaben die traurige Maid, die, des ungetreuen Soldaten gedenkend, vor sich hinmurmelte:

„Joseph, Joseph, auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr!“

Aber, wenn auch vielleicht die erste kritische Untersuchung in den „Räubern“ der Plünderung vom Nonnenkloster galt, so ist doch der sittliche Adel in Schillers Natur, hinter der, nach Goethes herrlichem Wort, „das Gemeine in wesenlosem Scheine“ lag, ein so hoher, dass die Fülle seines veredelnden Einflusses schnell das vergessen machte, was die Jugend noch nicht als tägliches Akzidens oder als harmlose Krystallisation gesunder Sinnlichkeit aufzufassen gewohnt ist.

Fast unser gesamtes Wissen von Weltgeschichte bis zu dem Zeitpunkt, da Schiller lebte, können wir aus seinen Werken schöpfen; und, was zu wissen übrig bleibt, hat kein anderer Dichter in so lebendige Gestalten geformt, dass sie uns über des Tages Frohndienst unvergesslich blieben, wie diejenigen Schillers.

Siegestrunkene Griechen sehen wir auf hohen Schiffen von Trojas Schutt und Staub zurückkehren — gespenstisch sitzt der rote Häuptling vor uns auf der Matte — besinnungsraubend schallt der Erinnyen Gesang — brausend wälzt sich das Volk durch Rhodus lange Gassen — aus purpurner Finsternis dräut des Meeres Hyäne — eisern im wolkichten Pulverdampf fallen die Würfel der Schlacht — laut klingt der Posaunenton beim festlichen Krönungsmahl. —

Wie sind sie zahllos, die Bilder, die ein paar Merkworte nur in unserer Erinnerung heraufbeschworen! Wie viel Glück der Jugend und freudiger Lernbegier ersteht neu vor uns, wenn wir Schillers Gedichte zur Hand nehmen und dabei entdecken, dass uns ihr Reim und Inhalt nach den langen Jahren immer noch gehören!

Und beim Blättern, da fällt uns wohl mit herbem Duft die getrocknete Blüte entgegen, die wir sinnend einst auf das wehe Wort legten:

„Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe.“

Nur Sonntagskindern ist es vergönnt, zurückzukehren ins Vaterhaus und die Geliebte der Jugend zu schmücken, — den andern werden die Kränze weggerissen von des Lebens Wellentanz; aber, wie es der Dichter geschaut, so haben auch wir's geträumt und träumen nun wieder.

Damals lernten wir verstehen.

Und weiter begleitete uns Schiller. In seinen Dramen, seinen philosophischen Gedichten hat er das Leben noch machtvoller unserem Verständnis entrollt, den Kampf mit den Menschen, den Kampf mit uns selbst — im Gewand offenbarender Poesie.

Mögen zünftige Kritiker da und dort am Aufbau oder am Zusammenhang der einzelnen Stücke mäkeln.... wir haben, als wir sie zuerst lasen, diese Unebenheiten nicht gesehen; wir liessen das bilderreiche Ganze auf uns wirken und nahmen daraus Gestalten und Lehren in uns auf, die uns immer blieben.

Was liegt an dem unmotivierten Parrizida, was am Tell selbst, wenn nur unser Herz bebte bei den Worten Attinghausens vom Vaterland:

„Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“,

oder, wenn wir, mit Stauffacher, innwerden:

„eine Grenze hat Tyrannenmacht“!

Warum sollten wir bei dem Knaben Karl verweilen, wenn wir Posa lieben gelernt, und was sind uns Max und Thekla, wenn uns die Schuld Wallensteins erschüttert? Kümmert uns das Unwahrscheinliche der Schicksalstragödie, wenn nur die Mahnung Cajetans ein Echo in uns weckte:

„Nicht an die Güter hänge das Herz,

Die das Leben vergänglich zieren!

Wer besitzt, der lerne verlieren,

Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“

So zeigt uns Schiller, indem er uns der Dichtung Blumenleiter hinaufführt zu den höheren Formen, den Weg der inneren Vervollkommenung und Freiheit durch die Kunst.

Fürwahr! seine Werke sind unserer Entwicklung ein Lebensbrevier geworden, das wir wohl über des Alltags Drang bei Seite legen, das wir aber immer wieder hervorholen,—so lange uns die Sehnsucht nach dem schönen Wunderland der Jugend zu tragen vermag.

Dann jauchzt unsere Seele in all die Pracht hinein, dem Meister entgegen, den noch Aeonen dankbar als den Stifter der Religion des Schönen und Idealen begrüßen werden....als einen Seher, einen Erlöser!

August Sperl und seine Werke.

Von Prof. F. G. G. Schmidt, University of Oregon, Eugene, Ore.

August Sperl gehört zu dem im Aufstreben begriffenen deutschen Erzählergeschlechte. In Bartels Geschichte der deutschen Literatur wird er für eines der erfreulichsten epischen Talente gehalten. (Bd. II, p. 694.) Seine Hauptwerke sind vorübergehend erwähnt; sein Sang „Fridtjof Nansen“ wird als „misslungen“ bezeichnet; sein an Stifter gemahnendes Werk „Die Fahrt nach der alten Urkunde“, seine historischen Romane „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ und „Hans Georg Portner“ werden „respektable Werke“ genannt. Dass die Zeit, August Sperl vollkommen gerecht zu werden, noch nicht gekommen ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung und ist auch nicht der Zweck der folgenden Zeilen. Ist er doch erst seit kurzem auf den Schauplatz getreten. Aber anfangen mit der Gerechtigkeit kann man wohl jetzt schon, und es ist ein erfreuliches Zeichen, dass die Tagespresse ihn aufs wärmste begrüsst. Unter den jüngeren Dichtern, die hoch über dem Niveau des Durchschnitts stehen, verdient er besonderer Erwähnung und wird ohne Zweifel mehr und mehr gewürdigt werden, je weitere Verbreitung seine Werke finden. Er gehört zu den geistreichsten, gemütvollsten und feinsinnigsten Erzählern der Neuzeit und zu den begabtesten Vertretern des historischen Romans. August Sperl, geboren am 5. Sept. 1862 in Fürth bei Nürnberg, bekleidet gegenwärtig das Amt eines Archivrates in Castell in Bayern. Näheres über sein Leben s. Lexikon deutscher Dichter des 19. Jh., Bd. II, p. 453 ff.

Im Jahre 1890 trat er mit einem biographischen Werk „Dr. Georg Chr. Aug. Bomhardt, ein Lebensbild,“ auf. Später folgten die teils belletristischen, teils historischen Arbeiten „Die Fahrt nach der alten Urkunde“, „Lebensfragen“, „Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg“, sowie ein Sang auf „Nansen“. 1896 folgte die Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj“, 1900 der Roman „Hans Georg Portner“, 1901 die Novellensammlung „So war's“, 1902 die heitere von O. Meyer-Wegener reizvoll illustrierte Badegeschichte „Herzkrank“. Sämtliche Werke erschienen zum Teil in der C. H. Bechsen Verlags-Buchhandlung in München, zum Teil in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart und Leipzig.

Dem dichterischen Erstlingswerke Sperls „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ hatte Georg Ebers durch eine glänzende Kritik die ersten Wege gebahnt. Während G. Freytag in seinem Werk „Die Ahnen“ eine Reihe von kulturhistorischen Erzählungen gibt, die ein deutsches Geschlecht von den germanischen Urwäldern bis zur Gegenwart begleiten sollen, will Sperl's Werk den Entwicklungsgang zeichnen, „den die weitverzweigte Nachkommenschaft eines zur Zeit der hussitischen Wirren aus der Heimat verjagten deutschen Edelmanns bis zur Gegenwart durchgemacht hat“. Mit spannendem Interesse verfolgen wir die Geschicke des Geschlechtes „von Kerdern“ und begleiten Vater und Sohn auf ihrer Fahrt. Bald ist's der Waldeszauber des Böhmerlandes, der uns mit unwiderstehlicher Macht umspinnt, bald die herzbewegende Erinnerung an die Jugendzeit, das Heimweh, das der Verfasser in uns zu wecken weiss, bald sind's stolze Burgen und Schlösser, die einst waren und nun nicht mehr sind, glänzende Täler, einsame Dörfer, geschäftige Städte, die uns vor Augen geführt werden. Es sind Stimmungsbilder seltener Schönheit, wundervoller Beobachtungsgabe und mächtiger dichterischer Phantasie. Aber trotz der romantischen Sehnsucht und dem seligen romantischen Hinträumen, das bald an Stifter, bald an Storm erinnert, trotz einer gewissen idealistischen Verschwommenheit der Figuren—der Verlauf und Zusammenhang der Geschichte bleibt gleichsam im Schatten—trotz des Hauchs der Wehmut, der über der Dichtung schwebt, sind doch die Vorgänge und Schicksalswechsel mit realistischer Treue hingestellt. Wenn auch der Zug, ein unbestimmtes Verlangen nach dem Vergangenen, das nicht wiederkehrt, nach dem Verlorenen, das man nicht wiederfindet, sich wie ein Faden durch das Ganze zieht, so bleibt doch das Träumen mehr als ein wehmütiger Abschiedsgruss von der guten alten Zeit, in der die Ahnen lebten. Es ist eine innige Hingabe an die Natur, eine Sehnsucht nach der alten Heimat, aus der nur leise noch halbverstandene Grüsse zu den Spätgeborenen herüberklingen, eine Sehnsucht aber, die nicht nur in die Weite, sondern auch in die Tiefe geht, die immer und immer wieder in den Schicksalen des Geschlechtes Kerdern das Walten Gottes erkennt. Und überall weiss der Verfasser das Interesse des Lesers zu fesseln, sei's in dem mit sicherer Hand prächtig entwickelten einfachen Genrebild „Der Grabstein in der Mühle“, sei's in den Erzählungen „Über fünf Treppen“ und „Karriere“, wo er modernes Elend und Unglück schildert, sei's in den Geschichten „Der Eisenhammer“ und „Was in der Chronik zu lesen war“. Überall zeigt sich die Künstlerhand des Verfassers, die das Vergangene mit dem Gegenwärtigen wunderbar verknüpft und aus dem Träumen zu einem gesunden Realismus erweckt.

Nach Herausgabe von Aphorismen, die er unter dem Titel „Lebensfragen“ (aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers) dem Publikum übergab, um „auf weitere Kreise zu wirken“ und der Veröf-

fentlichung seiner historischen Arbeit „Pfalzgraf Ph. L. von Neuburg“, auf die wir ebenfalls nicht näher eingehen, erschien sein Sang „Fridtjof Nansen“, ein Epos von nicht zu unterschätzender dichterischer Kraft und Schönheit, in dem er den berühmten Nordpolfahrer Nansen und dessen Freuden und Leiden besingt. Von der Tagespresse ist das Werk anerkennend und lobend besprochen worden und bei der Leserwelt hat es eine überaus freundliche Aufnahme gefunden.

In seinem zweibändigen Werke „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ besitzen wir ein hervorragendes Kunstwerk auf dem Gebiete des historischen Romanes. Er spielt in der zweiten Hälfte des XIII. Jhs. unter den böhmischen Königen Ottokar II. and Wenzel II. und dem römischen König Rudolf von Habsburg und behandelt das tragische Geschick des deutschböhmischen Geschlechtes der Witigonen. Die Fäden menschlicher Geschehnisse sind vom Verfasser bis in die innersten Tiefen verfolgt, und es ist sogar behauptet worden, dass seit K. F. Meyer kein Erzähler so unmittelbar und tief in Anschauung und Geist einer weit entlegenen Zeit einzuführen vermocht habe. Man hat darauf hingewiesen, dass Gustav Freytag auf dem Gebiet des historischen Romanes in Sperl ein würdiger Nachfolger erschienen sei. Und in der Tat, die Hingabe an die Vergangenheit ist bei Sperl ungewöhnlich echt und kräftig. Wenn auch die Dichtung in ihren Schilderungen einen stark romantischen Hauch erhält, so zeigt sich der Verfasser doch auch als einen echten Kulturpoeten, den nicht sowohl die historischen Ideen und die menschliche Entwicklung, sondern vor allem auch die Taten, das Geschehen und die Gestalten interessieren. Er hat die Fähigkeit, die Natur zu beleben, Situationen und Charaktere klar und lebendig vor Augen zu führen. Zeit und Örtlichkeit werden mit realistischer Kraft geschildert. Aber Sperl gehört nicht zu denen, die das Ideale in einem übertriebenen Realismus und unverhülltem Naturalismus untergehen lassen. Er versteht es, das Düstere zu mildern. Sein Held und Hauptcharakter Zawisch, dessen Gestalt es wirklich „verdient, in der Phantasie des deutschen Volkes, in der deutschen Literatur fortzuleben“, steht wie eine ideale „Siegfriedsnatur“ vor unseren Augen. Das tieftragische Bild, wie er als Gefangener vor die Burg seiner Väter geschleppt wird, um dort eines schmachvollen Todes zu sterben, wirkt erschütternd auf den Leser, wie auch das traurige Schicksal Witigos und Woks, die beide der Heimat den Rücken kehren und ins Elend nach Polen wandern, um dort von Wenzel, als er König auch von Polen wird, enthauptet zu werden. Um die Helden gruppiert sich ein kühn und sicher gezeichnetes Kulturbild der damaligen Zustände. Das Werk kann den besten historischen Romanen an die Seite gestellt werden.

Dasselbe gilt auch von seinem andern historischen Roman „Hans Georg Portner“, der in sechs Monaten vier Auflagen erlebt hat und

also von selbst für seine Beliebtheit spricht. Der Roman versetzt uns in die Zeit des 30jährigen Krieges. Hans Georg Portner aus adeligem Geschlecht muss um seines Glaubens willen die alte Heimat, das väterliche Schloss zu Theuern verlassen, da er sich nicht entschliessen kann, den katholischen Glauben anzunehmen. In seinem Überzeugungsmut wird er kräftig unterstützt durch seine Braut, Ruth von Zant, die standhafte Tochter seines Vormundes, die selbst den Bekehrungsversuchen ihres Vaters, der des Vorteils wegen konvertiert, kräftig Widerstand leistet und schliesslich heimlich ihr elterliches Gut verlässt, da sie die Intriguen der Priester und die Gewalttaten der Obrigkeit nicht länger ertragen will. Erst nach unzähligen Kämpfen und Leiden, die ihre Feinde über sie bringen, gelingt es ihnen, in der protestantischen Stadt Nürnberg einen Hausstand zu gründen. Und als die Nürnberger ein Bündnis geschlossen mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf, da zieht mit ihm in den hl. Krieg „Hans Georg Portner von Theuern, einer von den Schwachen, die stark geworden waren im Elend, einer von den Helden, denen wir Deutschen das köstlichste Gut dieser Erde verdanken — die Freiheit“. Wie leicht ersichtlich hat der Dichter seinen Stoff aus beglaubigten Urkunden geschöpft und um der historischen Treue willen auch die Schrecken des Krieges nicht umgangen. Auf dem historischen Hintergrund der sturmbelegten Zeit des 30jährigen Krieges hebt sich die Handlung wirkungsvoll ab und „wirft — um die Worte Goethes anzuwenden, die er bezüglich seiner eigenen Dichtung „Hermann und Dorothea“ gebrauchte, — die grossen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurück“. Der Reiz der Dichtung ist auch durch die scharfe polemische Tendenz nicht getrübt, da sie nicht mit herber Absichtlichkeit hervortritt; „sie äussert sich nicht in flammenden Worten, sondern geht wie von selbst aus der Erzählung hervor, welche die Folgen religiöser Unduldsamkeit in brennenden Farben malt“.

Nach den grossartigen Erfolgen seiner beiden Romane erschien im Jahre 1901 die Novellensammlung „So war's. Ernst und Scherz aus alter Zeit.“ Sie enthält die vier Erzählungen aus dem 16., 17. und 18. Jh.: 1. Das Hexenkind. Eine Justizgeschichte. 2. Der Faquin. Eine gruselige Schlossgeschichte. 3. Hochpreisliche Dekrete. Eine Verwaltungsgeschichte. 4. Narro. Eine ergötzliche Hofgeschichte. Auch in diesem Werke hat der Verfasser von neuem seine grosse Kunst bewährt, aus dem Staube alter Urkunden Gestalten erstehen zu lassen, die in voller Plastik vor das Auge des Lesers treten. In buntem Wechsel von Ernst und Scherz ziehen farbenreiche, lebendig anschauliche Bilder an uns vorüber. Sperr erweist sich aber nicht nur als Dichter historischer Romane grossen Stils, er zeigt sich als Meister der Erzählungskunst auch in Stoffen aus dem modernen Leben: „Herzkrank; eine heitere Badegeschichte“, nennt er sein neuestes Werk.

Der Verfasser führt uns in einen Kurort. Ein in der ersten Liebe getäuschter junger wohlhabender Mann sucht Heilung von einem eingebildeten Leiden in dem modernen Badeort. Unter der strahlenden Sonne einer echten und wahren Liebe schwindet denn auch alle Hypochondrie. Nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch die Nebenfiguren, besonders die des alten treuen Dieners und des Juweliers, sind mit lebendiger Frische gezeichnet. In harmonischem Einklang mit der Handlung stehen die flotten Illustrationen von O. Meyer-Wegener.

Über sein erst vor kurzem erschienenenes Werk „Richiza“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) bemerkt die literarische Rundschau in Westermanns Monatsheften (Aug. 1909): „Aus den romantischen Gründen des deutschen Mittelalters beschwört Aug. Sperl in seiner Richiza eine weibliche Gestalt der Treue, der mittelalterlichen Lehenstreue und der zeitlosen Liebestreue. Auch als durch den Verrat eines Castellschen Lehensmannes, des Thannhausers, das alte reichblühende fränkische Grafengeschlecht fast vernichtet und sein jüngster Spross Friedl unter dem entehrenden Verdacht der Feigheit ins Elend gestossen wird, harret sie, das verwaiste Edelfräulein, in unbeirrter Gläubigkeit lange Jahre hindurch des Augenblicks, wo der Verstossene in die Heimat und in die Ehre zurückkehre. So steht dieses Kind, aus dem ein Weib wird, wie eine jüngere ebenbürtige Schwester neben den Söhnen des Herrn Budiwoj, und auch sonst schreiten alle Gestalten und Geschehnisse des Romans in dem Dämmerlicht des Mittelalters.“

Was den Werken Sperls ihre Bedeutung und ihre besonderen Reize gibt, das ist die Tiefe und Weite seiner Lebensauffassung, die Wahrheit seiner Charaktere, seine Liebe zur Heimat und der Zauber seiner oft unvergleichlichen Stimmungsbilder, die Meisterschaft, geschichtliches Material, das er dem Archivstaub entrissen, mit echter Dichterphantasie zu verwerten. Auf dem Gebiete des historischen Romanes hat er uns bis jetzt sein Bestes gegeben. Jede seiner Figuren ist aus dem Leben gegriffen, alle bewegen sich natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit und ihrer Umgebung wie den Überlieferungen der Geschichte durchaus angemessen. Die Wirkung dieses Vorzuges wird noch erhöht durch die konsequente und gleichmässige Anlage und Durchführung des Inhaltes. Alles in allem, Sperl ist eine dichterische Persönlichkeit, der die Erzählliteratur bereits viel verdankt, und die es verdient, auf einen echten Dichternamen Anspruch zu erheben.

Berichte und Notizen.

I. Versammlung der „Modern Language Association“ zu Ithaca, N. Y.

Wollte man an den Versammlungen der Modern Language Association irgend etwas aussetzen, so würde es wohl sein, 1) dass die eigentlichen Sitzungen so wenig besucht werden und 2) dass bei den Sitzungen so wenig besprochen wird. Und dies würde man um so eher tun, als dieser Zustand wohl sehr gut zu ändern wäre; denn die Gesamteinrichtung der Versammlungen ist zum grossen Teil daran-schuld. Sicher ist es jedenfalls, dass eine grosse Zahl der Vorträge es nicht verdienen, vernachlässigt zu werden; sicher auch, dass es den Anwesenden nicht an Kenntnissen fehlt, um die Vorträge wissenschaftlich und eingehend zu besprechen. Es werden in der nächsten Zeit dem Vorstand Vorschläge gemacht werden, welche mit der Zeit vielleicht zu eingreifenden Änderungen in diesen Hinsichten führen werden.

Bei der 27ten Versammlung der Gesellschaft zu Ithaca, New York, wurde nur ein Vortrag eingehend erörtert. Es war dies eine Arbeit von Prof. Lane Cooper (Cornell) „On the Teaching of Written Composition.“ Prof. Cooper ereiferte sich sehr gegen die Einrichtung des „täglichen Aufsatzes“, welche nicht nur eine unnötige Qual für den Dozenten bedeute, sondern auch ein ganz falsches Prinzip enthalte. Von verschiedenen Standpunkten griffen ihn mehrere an: Scott (Michigan), Cunliffe (Wisconsin), Emerson (Western Reserve), Hart (Cornell), Morgan (Wisconsin). Man schien das Herkömmliche nicht aufgeben zu wollen.

Sonst wurden nur noch zwei Vorträge irgendwie absprechend diskutiert. Prof. Percy W. Long (Harvard) suchte „Sir Calidore“, den Helden des vierten Buches von Spensers „Faerie Queen“, mit Robert Devereux, Earl of Essex, zu identifizieren, wohl mit Recht. Prof. Emerson (Western Reserve) fand einige Schwierigkeiten bei dieser total neuen Deutung, welche Prof. Long mit der Zeit zu beseitigen versprach. Dagegen behauptete mit Unrecht Prof. William Strunk, Jr. (Cornell), dass Dryden für seine Tragödie „All for Love“ gar kein Material aus Plutarch, Appianus oder Dion Cassius entnommen, sondern lediglich die letzten zwei Aufzüge von Shakespeares „Antony and Cleopatra“ benutzt habe. Die Falschheit dieser Behauptung wurde von Morgan (Wisconsin) dargelegt.

Natürlich kann mancher sehr gute Vortrag keine Diskussion anregen. Zweifelloos war der interessanteste Vortrag der ganzen Versammlung der von Prof. John A. Lomax (Agricultural and Mechanical College of Texas) über „Cowboy Songs of the Mexican Border.“ Der „cowboy“ scheint seit jeher grossen Anspruch auf die Liebe des amerikanischen Volkes gemacht zu haben. Ein grosses Publikum hörte Prof. Lomax mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und begleitete des Cowboys poetische Ergüsse abwechselnd mit Heiterkeit und Ernst, und der Vorsitzende getraute sich nicht, Prof. Lomax zu unterbrechen, obgleich dieser weit mehr als die ihm zugedachte Zeit gebrauchte. Der enthusiastische Beifall, der am Ende des Vortrages von allen Seiten erscholl, rechtfertigte dieses Verfahren.

An besonders guten und interessanten Vorträgen mögen auch folgende erwähnt werden: „The Masque in Shakespeare's Plays“ von Prof. J. W. Cunliffe

(Wisconsin); „Rhetorica Rediviva“ von Prof. F. N. Scott (Michigan); „Anachronism in Shakespere Criticism“ von Prof. Elmer Edgar Stoll (Western Reserve); „A Model for Chaucer's Knight“ von Prof. William Henry Schofield (Harvard); „The Bewcastle Cross“ von Prof. Albert S. Cook (Yale); „Rival Theories of Ballad Origin“ von Prof. Arthur Beatty (Wisconsin); „The Place and Function of a Standard in a Genetic Theory of Literary Development“ von Prof. J. Preston Hoskins (Princeton); „Some Unpublished Letters of Sainte-Beuve“ von Prof. Othon G. Guerlac (Cornell); „The Poetry of François Coppée“ von Prof. E. P. Dargan (Virginia); und wenigstens für Germanisten interessant „The Origin of the Double Infinitive in German“ von Dr. William Kurrilmeyer (Johns Hopkins). Letzterer hat es sehr wahrscheinlich gemacht, dass der Infinitiv in Ausdrücken wie „er hat es machen können“ kein Partizip ohne Augment ist, sondern dass die Infinitivform lediglich durch Attraktion allmählich gebräuchlich geworden ist. Interessant wäre auch der Vortrag von Prof. Otto Jespersen (Kopenhagen) gewesen, über „The International Language Question“, dieser hat aber leider nicht kommen können.

Zu erwähnen wäre auch die kurze Anrede bei der Eröffnung der Versammlung vom Präsidenten Schurman (Cornell), welcher die Frage aufwarf, ob die modernen Sprachen zukünftig ihre Stelle in einem System der liberalen Erziehung behalten werden. Er meinte, das könnten sie nie aus utilitarischen Rücksichten allein, auch nicht infolge ihres unleugbaren Wertes als geistige Disziplin, sondern nur insofern es den Dozenten gelingen wird, die fremden Literaturen ihren Schülern wirklich zugänglich zu machen, sonst würde es den modernen Sprachen gehen, wie es schon dem Lateinischen und Griechischen gegangen. Wahrscheinlich hat er den Einfluss des Nützlichkeitsprinzips unterschätzt.

Es wurden bei dieser Versammlung auch einige wichtige Angelegenheiten erledigt. So hat man beschlossen, photographische Aufnahmen der Caedmon Handschrift machen und 100 Exemplare davon zu 25 Dollar das Stück verkaufen zu lassen. Auch hat man einen wichtigen Beschluss in Bezug auf die Liste des alten „Committee of Twelve“ gefasst. Man gedenkt nämlich die Form der alten Liste total aufzugeben und eine Art Bibliographie herzustellen, in der so ziemlich sämtliche Texte verzeichnet und klassifiziert werden sollen. Ferner wurden Vorschläge gemacht, die zur grösseren Nützlichkeit der „Publications“ beitragen möchten, diese werden aber erst zur Abstimmung kommen, nachdem Prof. Grandgent zurückgekehrt ist. Endlich hat man beschlossen, ein kleines Feuilleton drucken und an sämtliche Mitglieder schicken zu lassen, welches persönliche Notizen über Mitglieder, geplante Arbeiten etc. enthalten soll.

Selbstverständlich war auch für das Wohlbehagen der Anwesenden bestens gesorgt. Empfangen wurden Mitglieder und Freunde der Association vom Präsidenten Schurman und seiner Gemahlin und vom ehemaligen Präsidenten Andrew D. White und seiner Gemahlin; Mittwoch abend fand für die Damen bei Frau Prof. Everett W. Olmsted ein Empfang statt, während die Herren sich im Hotel Ithaca zu einem sehr gemütlichen Kommers versammelten. Ein vortrefflicher Imbiss wurde Mittwoch und Donnerstag Mittag in der Turnhalle der Universität serviert.

Folgende Herren werden die Ämter der Association für das nächste Jahr bekleiden: Brander Matthews (Columbia), Präsident; John W. Cunliffe (Wisconsin), J. B. M. Ford (Harvard), A. B. Faust (Cornell), Vize-Präsidenten.

University of Wisconsin.

B. Q. Morgan.

II. Korrespondenzen.

Cincinnati.

„Grosser Schulrat, kleiner Schulrat—diesen Ohioer Legislatur-Scherz, der ungefähr so geistreich ist wie das Kartenspiel „Meine Tante, deine Tante“, oder so interessant wie das Liebesorakel „Er liebt mich, er liebt mich nicht“, treibt man mit der Schulbehörde hier seit den letzten drei Jahren. Im Jahre 1907 wurde unser grosser Schulrat, der in Cincinnati von jeher aus Wardvertretern bestand, von der Staatslegislatur abgeschafft. Dem Zuge der Zeit folgend, trat an dessen Stelle eine Schulkommission, bestehend aus sieben Räten. Dieser kleine Schulrat war gerade ein Jahr in Amt und Würde, da wurde er wieder gerichtlich hinausbugsiert, weil die betreffende Bill als Klassen-Gesetzgebung betrachtet wurde, die nur die Stadt Cincinnati betraf. Der grosse Schulrat aus 27 Mitgliedern kam wieder zurück und waltete seit letztem Frühjahr wieder seines Amtes.

Nun ist in unsrer zu Neujahr einberufenen Staatslegislatur abermals eine Vorlage unterbreitet worden, wodurch unser grosser Schulrat hinausgesetzgebert und dafür wieder eine kleine Schulkommission, aus nicht weniger als drei und nicht mehr als sieben Mitgliedern bestehend, geschaffen werden soll. Wie Eingeweihte wissen wollen, habe die Vorlage die beste Aussicht auf Annahme, und sie sei auch so abgefasst, dass sie gerichtlich absolut unanfechtbar ist. Es wird also nochmals eine Runde rum gespielt: „Grosser Schulrat, kleiner Schulrat“ oder „Schmeiss raus, schmeiss rein“. Nun, wie Gott will, i halt still.

Eines möchte aber der Korrespondent zum Schluss dieses Kapitels noch zu bedenken geben. Es ist Tatsache, dass sich die kleine Schulkommission, die ungefähr ein Jahr hier in Kraft war, sehr wohl bewährt hat, und dass auch unter ihrer Verwaltung dem deutschen Unterricht keinerlei Gefahr drohte. Allein, welche Garantie hat man, dass die Majorität der sieben Schulkommissäre, die, wohlgemerkt, at-large gewählt werden sollen, dem deutschen Unterricht stets wohl gewogen ist? Setzt sich der Schulrat aus Wardvertretern zusammen, dann hat das Deutschtum in dieser Hinsicht jedenfalls eine viel bessere Kontrolle. Auf alle Fälle sollte man aber mit einer so wichtigen Behörde nicht Fussball

spielen. Der gute amerikanische Grundsatz „let well enough alone“ sollte inbezug auf öffentliche Ämter und Einrichtungen ganz besonders Anwendung finden.

Unser deutschamerikanischer Stadtverband, der „die Erhaltung des deutschen Unterrichts“ in grossen Lettern auf sein Banner geschrieben hat, wird zufolge eines Beschlusses in der Frebruarversammlung eine Extralanze einlegen, um die gefährliche Schulrats-Vorlage zu Fall zu bringen. Ob's gelingt??

Müttertag, Vätertag, Elterntag — hübsche Namen, nicht wahr? Auf Englisch klingen sie aber noch viel hübscher. Die lieben Leser werden wohl auch wissen, was mit den schönen Namen gemeint ist. Als unser Superintendent vor Jahr und Tag die Parole „cooperation of school and home“ ausgab, da wollte er dem empfehlenswerten Handinhandarbeiten von Haus und Schule, das durch gelegentliche Schulbesuche seitens der Eltern gefördert werden könne, das Wort reden. Allein der Ober-Boss darf nur irgend eine Idee anregen, sofort wird diese Idee von einigen allzu dienstbefissenen Schulprinzipalen als Schibboleth erkoren und zum allein seligmachenden Dogma erklärt. Wie viele Steckenpferde in unseren Schulen schon geritten wurden, und wie manche gute Idee oder Neuerung durch Übertreibung auch zu Tode geritten wurde, ist ja genugsam bekannt. Der Korrespondent kennt eine Schule, in der regelmässig jeden Monat ein sogenannter Müttertag abgehalten wird. Der letzte Monat im Schuljahr ist für die Herren Väter reserviert. An diesen Besuchsnachmittagen, an denen die Unterrichtszeit beinahe ganz ausfällt, sollen die Mütter in das Schulhaus kommen und sich über das Betragen und die Fortschritte ihrer Sprösslinge bei den Lehrern erkundigen. Die Frau Mamas kommen denn auch, sogar recht zahlreich, allein von Erkundigungen ist nicht viel zu merken; und gerade die Mütter der unartigsten Rangen, die sieht man natürlich niemals, ausser wenn sie kommen müssen. Für Erkundigung u. dgl. bleibt überhaupt sehr wenig Zeit an den Besuchstagen übrig. Zunächst wird ein mehr oder minder gutes Unterhaltungsprogramm, aus musikalischen und deklamatorischen Nummern und einem ob-

ligaten Vortrag bestehend, durchgeführt, das ungefähr anderthalb Stunden dauert; alsdann werden die Besucherinnen mit Kaffee und Kuchen und Ice cream regaliert. Für die Erfrischungen bezahlen abwechselnd die Lehrer der betreffenden Schule und die Mütter, die unter sich eine Vereinigung gebildet haben. — So gestaltet sich ein Müttertag in einer unsrer Schulen, die darin glücklicherweise nicht allzu viele Nachahmung findet. Der Korrespondent, dem diese kritischen Tage allererster Ordnung natürlich riesig Spass machen, möchte ernstlich vorschlagen, auch noch Grossmütter- und Schwiegermüttertage einzuführen. Warum denn nicht?

Nach dem Jahresberichte über unsere Universität, der anfangs dieses Monats erschien, befindet sich die Lehranstalt in einem erfreulichen Aufschwung. Aus dem Berichte geht nämlich hervor, dass die Universität im Jahre 1909 von 1364 Studierenden besucht wurde. Der stärksten Frequenz erfreute sich die Fakultät der Freien Wissenschaften (liberal arts) mit 782 Hörern. Das Lehrer College hatte 212 und das Ingenieurs College 190 Studenten aufzuweisen. Der medizinischen Fakultät gehörten 185 und der juristischen 84 Studenten an. Die ausserordentlich stark zunehmende Frequenz erheischt natürlich die Errichtung von weiteren Gebäulichkeiten für unsere Universität. Zu diesem Zwecke wurden von der Stadt \$550,000 bewilligt. Jedenfalls besser als wenn das Geld von einem Trustmagnaten geschenkt wird, der dafür dann die Lehrtätigkeit bevormunden will.

E. K.

Milwaukee.

Dem eifrigen Bestreben des Direktors des hiesigen Deutschamerikanischen Lehrerseminars ist es nun gelungen, diese Anstalt auf die Liste der akkreditierten Institute zu setzen. Infolgedessen werden die Abiturienten des Seminars künftighin in unsere Staatsuniversität als Juniors eintreten dürfen, wie es bei den „Normalisten“ der Fall ist. Diese Vergünstigung ist dem Seminar erst nach einer gründlichen Prüfung seitens des von der Universität ernannten Komitees für akkreditierte Schulen zugestanden worden. Somit ist der Anstalt nachträglich gewährt worden, worauf dieselbe schon längst vollen Anspruch hätte erheben sollen. Wir wollen uns also aller weiteren Kommentare enthalten und dem gesamten Deutschtum Amerikas, dessen vornehmste Interessen das Seminar

stets vertreten hat, zu dieser Errungenschaft unseren Glückwunsch entbieten.

Mit grosser Genugtuung ist zu berichten, dass unsere Schulbehörde das Gehalt des Superintenden des Deutschen an unseren Schulen um \$500.00 erhöht hat. Somit bezieht der gegenwärtige Inhaber des Amtes, Herr Leo Stern, gleich den anderen Assistenz-Superintenden, ein Salär von \$3200. In Anbetracht der Tatsache, dass der Superintendent des Deutschen mindestens ebensoviel Arbeit zu erledigen hat wie seine englischen Kollegen, da er, abgerechnet die Routinegeschäfte, auch noch den französischen, polnischen und italienischen Unterricht sowie die Abendschulen und die social centers zu übersehen hat, dürfte der Uneingeweihte in dem Beschluss der Schulbehörde nichts als einen Akt der Gerechtigkeit erblicken. Die Sache liegt jedoch wesentlich anders. Vor dem Amtsantritt des Herrn Leo Stern bezog der Supervisor des Deutschen — so lautete der damalige Titel — ein viel geringeres Salär als die Assistenz-Superintenden; auch war seine Tätigkeit lediglich auf die Beaufsichtigung des deutschen Unterrichts beschränkt. Anders wurde es, als Herr Stern vor ein paar Jahren auf diesen Posten berufen wurde. Er sorgte dafür, dass man den Titel „Supervisor“ in den eines Assistenz-Superintenden umänderte, wodurch ihm das Recht eingeräumt wurde, auch in Sachen des englischen Unterrichts mitzureden und mitzuraten. Seinem festen und zielbewussten Auftreten haben wir zu verdanken, dass die Herren Schulprinzipale sowie die englischen Klassenlehrer den Wünschen der deutschen Lehrer zugänglicher geworden sind, und dass man dem Superintenden des Deutschen — mag sein, wo es will — mit der gebührenden Zuvorkommenheit begegnet.

Milwaukee, the bright spot! Das ist unsere Stadt so nach und nach in Wirklichkeit geworden. Den möglichsten und unmöglichsten Konventen öffnet sie tagaus tagein ihre gastlichen Thore. Nicht mehr ferne ist die Zeit, wo es heissen wird: Keiner brüste sich, Amerika gesehen zu haben, der die stolze Metropolis Wiskonsins nicht in Augenschein genommen. Wir sind aber auch stets darauf bedacht, der vergesslichen Welt den Namen unserer Stadt immer und immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. So haben wir zum Beispiel — und das mit schwerem Herzen — unseren vielgeliebten Herrn Bürgermeister der amerikanischen Nation auf zwei Jahre

geliehen, damit er die wässerigen Spuren der Prohibition im Lande der Puritaner verwische und den Namen der frohsinnzeugenden Flüssigkeit in allen Tonarten verkünde. Nun könnte der letzte Satz den Verdacht erregen, als ob wir krasse Materialisten wären (Wenn ich mich nicht irre, hat eine professörlische Grösse sich zu dieser Blasphemie verstiegen resp. herabgelassen!), dem ist jedoch nicht so. Als Beweis will ich nur die eine Tatsache erwähnen, dass das nächste Sängerfest (1911) wiederum in der Stadt Milwaukee stattfinden wird. Die Festbehörde, aus den prominentesten Bürgern der Stadt bestehend, mit ihrem tüchtigen Präsidenten, Herrn Leo Stern, an der Spitze, ist jetzt schon an der Arbeit, das kommende Fest zu einem solchen Erfolge zu gestalten, dass sogar der grösste Neid es nicht wagen wird, den Kunstsinn Milwauees zu schmähen.

C. M. P.

New York.

Man soll die Feste feiern, wie sie fallen; drum stürzte sich der „Verein deutscher Lehrer“, auf dessen Stirne noch der frische Kranz des Silberjubiläums leuchtete, in die Schillerfeier zur Erinnerung an den 150. Geburtstag unseres volkstümlichen Dichters. Sechs kleinere Vorträge waren für das „Schiller-Symposium“ gedacht. Die Vorträge wurden auch gehalten; weil aber die kleinen Vorträge etwas in die Länge geraten waren, musste auch die Dezemberversammlung den Manen Schillers geweiht werden. Den Reigen der Vorträge eröffnete Dr. Rudolf Tombo sr., unser liebenswürdiger Vorsitzter. Er betonte, wie Schiller oder vielmehr die Begeisterung für Schiller in der Zeit der grossen Franzosennot das deutsche Volk aufgerüttelt, wie dann der 100. Geburtstag die neue Epoche des geeinten deutschen Reiches einleitete, und wie der 100. Sterbetag (1905) und der 150. Geburtstag des grossen Sängers auch für unsere Zeit die spontane Schillerbegeisterung rechtfertigen. Schiller ist uns heute der Erlöser von einer Genussucht, die dem deutschen Volke früher fremd, durch den riesigen Aufschwung des neuen Reiches aber gezeitigt wurde und sich zu einer nationalen Gefahr entwickelt habe. Überhebung und Stolz seien die Folgen dieser Genussucht und dieses Machtbewusstseins. Als getreuer Eckart seines Volkes hat nun Schiller die sittlichen Ideen, die in seinen ewigen Werken leben, wieder gegen Pessimismus einerseits und Überhebung andererseits sieg-

reich ins Treffen geführt. Der Vortragende ging nun zu seinem eigentlichen Thema über: „Schillers Balladen“. In diesen Meisterschöpfungen der epischen Dichtung erscheint uns Sch. als Balder, der nichts Grausiges duldet, nur Tageshelle um sich liebt. Insbesondere charakterisiert Dr. Tombo das Dramatische in den Balladen und erläutert an den bekannten Gedichten „Der Taucher“ und „Die Kraniche des Ibykus“ den meisterhaften Aufbau, die Steigerung der Handlung, die scharfe Zeichnung der Personen, die wunderbare Sprache, ihren herrlichen wundervollen Wohlklang, die für Schreck und Mitleid, für furchtbare Katastrophen und erlösende Taten das rechte Wort findet. Diese Taten sind edle Taten, „die nicht zerschmettern, sondern erheben“.

Als zweiter im „Kampf der Wagen und Gesänge“ erschien Dr. Friedrich Montesper und überraschte die Zuhörer mit einer ebenso gründlichen als fesselnden Studie über Schillers Aufenthalt in der Karlsschule. Die Beschreibung der Karlsschule, ihres Lehrplanes und ihrer Lehrer war originell und den neuesten Forschungen entsprechend. Der Redner schilderte den Entwicklungsgang der „militärischen Pflanzschule“ (1771) zur „hohen Karlsschule“ (1781), wo Schiller vom Knaben zum Jüngling herangereift war. Für manchen war es neu zu hören, dass die Karlsschule in sich folgende „Departements“ vereinigte: Bürgerschule, Realschule, Gymnasium, höhere Handelsschule, eine Kriegsschule, philosophische, juristische, medizinische, staats- und naturwissenschaftliche Fakultät, eine land- und forstwissenschaftliche Akademie, ein Polytechnikum, eine Kunst- und Baugewerbeschule, ein Musikkonservatorium, ja sogar auch eine Theater- und Ballettschule. Nun folgte eine ausführliche Beschreibung des Lebens und Treibens in der Schule, des Lehrplanes, der Uniformierung der Karlsschüler, ihre Behandlung in körperlicher und geistiger Beziehung, wobei Dr. Montesper mit Recht hervorhob, dass die Zöglinge, da es keinerlei Ferien und Urlaub gab für die jungen Leute, ihren Eltern systematisch entfremdet wurden; während gleichzeitig die Schüler zur Dankbarkeit und zur vollkommenen Unterwürfigkeit unter die Gewalt des Herzogs erzogen wurden; da er als ihr zweiter Vater über ihre natürlichen Eltern zu stellen sei, wie dies bekanntlich auch Schiller in einem seiner Schulaufsätze selbst ausgesprochen hatte. Nun folgt eine ausführliche Beschreibung des Entwicklungsganges unseres Dichters wäh-

rend der Zöglingjahre in der Karlsschule, des Dichters Eindrücke beim Besuche Kaiser Josephs II. und Goethes und dessen fürstlichen Freundes Karl August, bei welcher Gelegenheit der „Eleve“ Schiller mehrere Preise aus der Hand seines gnädigen Herzogs erhielt. Auch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler schilderte der Vortragende, insbesondere den Einfluss des ideal angelegten Philosophen Jakob Friedrich Abel auf die Bildung Schillers, der dem nur um acht Jahre älteren Lehrer auch nach dem Verlassen der Karlsschule ein treuer und dankbarer Freund blieb, da Abels Lehrmethode sicherlich die dichterische Begabung seines grössten Schülers ganz bedeutend genährt hatte. Auch einen Vergleich der als „Abbruchungsanstalt“ mit Unrecht verschrien Akademie mit unseren Gymnasien liess der Vortragende höchst anschaulich folgen, schilderte die Schul- und Privatstudien Schillers and schloss mit folgenden Worten die ausgezeichnete Monographie: „Am 15. Dezember 1780 wurde Friedrich Schiller aus der Akademieklasse entlassen und nebst dem Diplom, das ihn zur Ausübung der medizinischen Praxis berechnigte, hatte er noch ein Dokument in der Tasche, das Patent der Unsterblichkeit, mit anderen Worten — das Manuskript seines Erstlingswerkes: „Die Räuber“.

Dr. M. P. E. Grossmann besprach „Schiller als Dramatiker“. Er meinte, Sch's Seelenprobleme seien fraglich; denn kaum ein einziger der von ihm geschilderten Charaktere ist psychologisch möglich; wie verwirrt ist z. B. der Charakter der „Jungfrau von Orleans“. (! Der Berichtführer.) Schiller entwickelt nicht die Charaktere und gibt nicht Probleme des Individuums, sondern schildert Probleme des Volkes und der Menschheit; doch keine Schablonen; und da er als Analytiker intuitiv seine Charaktere dem Leben abgelauscht hat, erweckt und erhält er unser Interesse für seine Helden, die die Menschheits- und sozialen Probleme zu lösen suchen. Er schrieb auch keine Tendenzstücke, suchte vielmehr weltbewegende und Schönheitsideen zu gestalten. Im Tell finden wir eine Schnur an einander gereihter Gedankenperlen, den Freiheitsgedanken der Ungebundenheit des einzelnen und des ganzen Volkes. Warum er sich die Liebe des Volkes erhalten hat? Weil wir auch noch nicht die Freiheit geniessen. Wie vor 150 Jahren sind Schule, Staat und Kirche unfrei. Das Genie kämpft noch heute ums tägliche Brot, politische Korruption und soziale

Verrottung feiern noch heute Orgien. Wir brauchen auch heute einen Schiller, insbesondere in Amerika sollte endlich ein Sch. als Dramatiker erstehen.

Herrn Ernst Freyburgers meisterhaftes Essay über „Schiller, ein Lebensbrevier“ und meines musterhaften berichtführenden Vorgängers Dr. L. Hahner prachtvolle Studie über „Schillers Sprache“ sei der Schriftleitung der Monatshefte, zu Nutz und Frommen ihrer Leser, ganz besonders zum wörtlichen Abdrucke empfohlen, weswegen ich von einer Berichterstattung, die doch nur mangelhaft ausfallen würde, absehen muss. Den Schluss des „Schiller - Symposiums“ bildete meine Abhandlung über „Schillers Xenien“, die ich unter dem Titel: „Schiller auf dem Kriegspfade“ vom Stapel liess. Goethe war es, der dem Freunde die Anregung gab, mit einem paar hundert Xenien sich „sowohl dem Publico als auch den geehrten Herrn Kollegen aufs angenehmste zu empfehlen“. Schiller fand den Gedanken natürlich prächtig und will „Heiliges und Profanes angreifen“. Und nun ging's an die Arbeit, die so gemeinsam gedacht war, dass die beiden Dichter beschlossen, „ihre Eigentumsrechte nie auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen“. Aber diese „poetische Teufelei“, dieses Kind der Dioskurenmuse war „etwas ungezogen, ein sehr wilder Bastard“. In jedem dieser Epigramme wurde nach einer deutschen Schrift geschossen, und das meiste war „wilde, gottlose Satire“. Die Xenien selbst sind nach dem Muster der Martialischen gedichtet, daktylische Zweizeilen (Distichon) mit je einem Hexameter und drauffolgendem Pentameter, die als „mordbrennerische Füchse“ in die Felder der Philister getrieben wurden und die „reife, papierene Saat“ aller unbequemen Kritiker, Dichterlinge und Skribifaxe in Brand steckten. Wie Goethe selbst sagte, sind seine Xenien meistens unschuldig, während die seines kampfbereiten Freundes „scharf und schlagend“ waren. Schillers Xenien enthalten vorwiegend energische Polemik, scharfsatirischen Witz. Goethe hatte eine „fröhliche Posse“, einen auf den Moment berechneten Schabernack geplant; aus der Feder Schillers jedoch flossen „wohlüberlegte, vielfach erwogene, vielfach bedachte, mehrfach geänderte und sorgfältig geordnete“ Angriffe auf alles Halbe, Dilettantische, Unbequeme und Anmassende in der deutschen Dichtung jener Zeit. Im August 1796 war das „Machwerk“ fertig und erschien im „Musalmanach für

1797 bei Cotta. Den Bemühungen Ocker, der Sprachreiner Campe, erhoben ein Wutgeschrei über den „Furien-Almanach“; und selbst den Schillerschen Horen erging es gar schlecht, denn fort-ab musste man sie, wie Herder meinte, mit u buchstabieren. Nur einer, der Widder im Tierkreis, Professor Friedrich Jacobs, nahm etwa nach vierzig Jahren eine edle Rache und schrieb in den Schiller Almanach für 1837: „Widder im Tierkreis hiess ich Dir einst.— „O wär' ich es! Freudig brächt' ich mein Vlies „Den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösegeld— „Und Du, Göttlicher, kehrest zurück zu den sehrenden Völkern!“ Weniger edel rächten sich die übrigen, von den „Gastgeschenken“ Getroffenen, an den „Sudelköchen zu Weimar“. Die aber liessen die Kläffer schreien und dichteten fortab ihre unsterblichen Werke.

Kant und Lessing. Ganz bösartig wurden Lavater, Nicolai, Ramler, Stolberg und höchst ungerecht der Philosoph Forster behandelt; aber auch Herder, Wieland, Klopstock, Jean Paul u. a. mussten Haare lassen. Am köstlichsten in seiner Polemik ist Schiller im „Literarischen Zodiacus“. Der Widder-Jacobs, der Fuhrmann-Becker, der Krebs-Ramler, der Löwe-Voss, der Skorpion-Reichardt, der Wassermann-Adelung und die „furchtbare Waschfrau“ an der

J. W.

III. Umschau.

Von unserem Seminar. Am 26. und 27. Januar statteten die Herren Professoren A. R. Hohlfeld von Madison, Otto Heller von St. Louis und Leo Stern von Milwaukee als Prüfungsausschuss den Klassen des Seminars einen Besuch ab, um zu erfahren, wie die Arbeit daselbst in diesem Jahre sich gestaltet. Sie berichten auch diesmal nur günstig über die Leistungen von Schülern und Lehrern.

Die mit der Universität von Wisconsin gepflogenen Unterhandlungen betreffs der Akkreditierung unserer Abiturienten erhielten durch den Beschluss der Fakultät in Madison einen gewiss freudig zu begrüssenden Abschluss. Gemäss desselben soll solchen Abiturienten des Seminars, die bei ihrer Zulassung schon die von der Universität geforderten Eintrittsbedingungen, also einen vierjährigen High School-Kurs oder dessen Äquivalent, erfüllt haben, 60 Kredite gewährt werden; sie werden fortan also als Juniors an der Universität angenommen werden, vorausgesetzt, dass sie Deutsch als Hauptfach wählen. Da diese Bedingung ja auch dem Lehrgang des Seminars entspricht, so ist durch diese Entscheidung die nachgesuchte Gleichstellung erfolgt. Wir hoffen, dass man uns nun auch in den anderen Staaten die

gleiche Anerkennung nicht versagen wird.

Kollege F. H. Lohmann, Leon Springs, Bexar Co., Texas, dessen Gedichtsammlung „Texas Blüten“ bei ihrem Erscheinen allgemeinen Anklang fand, erbietet sich in liberaler Weise, beim Verkaufe der von der Auflage dieser Sammlung noch übrigen Exemplare, deren Verkaufspreis \$1.25 das Stück beträgt, 50 Cents für jedes verkaufte Exemplar an das Seminar abzuführen. Ein grosser Absatz wäre im Interesse unserer Kasse sehr erwünscht.

In den Klassen unserer High School begannen die Semesterprüfungen am 31. Januar und dauerten drei Tage, also bis zum 2. Februar. Um den Geist der Zusammengehörigkeit zu wecken, versammeln sich auch seit kurzem, jeweils am Freitag um 12:15, die Klassen im grossen Sale, um einen Redner über Themata von allgemeinem Interesse zu hören. Diese Vorträge sollen einen Zeitraum von 20 Minuten nicht überschreiten. Herr Dr. Pratt eröffnete die Reihe, indem er am 21. Januar über den Wert und die Wichtigkeit der Semesterprüfungen sprach. Für Februar stehen die Herren Heinrich Maurer mit einem Vortrage über „deutschamerikanische Geschichte in amerikanischen Genrichsbüchern“ und General Winkler

als Redner der Lincolnfeier, am 11. Februar, auf der Liste.

Seit die Sammlung für das Seminar eröffnet wurde, ist ein halbes Jahr verstrichen. Die Beträge kamen anfangs sehr langsam herein. Erst im vergangenen Monat war eine grössere Zunahme zu verspüren. Nun aber, da die weniger Bemittelten ihre Opferwilligkeit dargetan haben, wäre es wünschenswert, wenn aus den Reihen der wohlhabenden Deutschen beigesteuert würde, um unserem Ziele näher zu kommen. Zusammen sind in dem vergangenen halben Jahre folgende Summen eingegangen: Arkansas, \$6.00; California, \$612.00; Colorado, \$18.50; Columbus, Distr., \$54.10; Connecticut, \$337.01; Delaware, \$20.00; Florida, \$11.60; Illinois, \$627.80; Indiana, \$583.80; Iowa, \$204.05; Kansas, \$15.00; Kentucky, \$10.00; Louisiana, \$15.00; Maryland, \$161.00; Massachusetts, \$377.50; Michigan, \$220.10; Minnesota, \$198.85; Missouri, \$256.90; Nebraska, \$52.78; New Jersey, \$482.40; New York, \$786.30; Ohio, \$1333.06; Oregon, \$158.20; Pennsylvania, \$963.65; Rhode Island, \$36.90; South Carolina, \$13.30; South Dakota, \$1.50; Tennessee, \$50.00; Texas, \$31.40; Vermont, \$5.00; West Virginia, \$311.40; Wisconsin, \$1186.40. Summa: \$9171.90.

Vom Nationalbund. Die Bundes-Mitteilungen für Januar bringen einen kurzen Rückblick auf die Tätigkeit des Bundes im verflossenen Jahre. Mit berechtigtem Stolz blickt die Vereinigung auf das stetige Anwachsen ihrer Mitgliederzahl und die damit verbundene Erstarkung des deutschamerikanischen Nationalbewusstseins. Auch in anderer Richtung hat der Bund bewiesen, dass er eine Macht ist. Seine Anstrengungen, genügende Mittel für ein Pastoriusedenkmal aufzubringen, hatten bis jetzt den Erfolg, etwa \$6000.00 zusammenzubekommen, was zufriedenstellend genannt werden muss, wenn man bedenkt, dass überall auch lokale Bestrebungen zu unterstützen waren. Die Sammlung für das Lehrerseminar, die inzwischen auf über \$9000.— angewachsen ist, schreitet ebenfalls fort, und es wäre nur zu wünschen, dass auch bemittelte Deutschamerikaner sich nun mit Zeichnungen von grösseren Beträgen beteiligen wollten.

Ein Rundschreiben des Frauenausschusses, das zur Gründung und zum Zusammenschluss von Frauenvereinen aufruft, sei besonders erwähnt und empfohlen. Alle diejenigen, welche über diese Bewegung im Nationalbund noch

nicht genügend Bescheid wissen, mögen sich an Frau Emma J. Dornhöfer, 505 Wendover Ave., New York, wenden.

Der elfjährige Wunderknaabe Sidis, von dem wir kürzlich berichteten, dass er seiner überraschenden Kenntnisse halber in die Universität Harvard aufgenommen wurde, liegt schwer erkrankt im Hause seines Vaters darnieder. Der zarte Kindeskörper hat die Anstrengungen, denen der unnatürlich entwickelte Verstand ausgesetzt war, nicht aushalten können. Was nützt nun das „Wunder“? Wäre es da nicht besser gewesen, im Interesse des bedauernden Kindes und der Welt, der es vielleicht später einmal wertvolle Dienste erweisen könnte, wenn man den Knaben seinen natürlichen Entwicklungsgang hätte nehmen lassen, als ihn mit Gewalt zu einer Wundererscheinung zu machen.

Die Leiterin der Chicagoer Schulen, Mrs. Ella Flagg Young, wurde bei der Versammlung in Springfield, Ill., zur Präsidentin der „Illinois Teachers' Association“ erwählt. Es ist dies das erste Mal, dass eine Frau im Staate Illinois zu diesem Amte berufen wird.

In Yonkers, N. Y., sollen weibliche Polizisten angestellt werden. Sie werden keine Uniformen tragen, und ihre Hauptarbeit soll darin bestehen, Krankheitsfälle in den ärmeren Stadtteilen auszuspiiren, sowie darauf zu sehen, dass die Wohnungen des ärmeren Volkes in gesundheitlicher Beziehung einwandfrei sind.

Der „Western Teacher“ macht darauf aufmerksam, dass in Johannesburg in Südafrika Lehrern, die auf eine fünfjährige Dienstzeit zurückblicken können, das Recht auf einen halbjährigen Urlaub mit halbem Gehalt zu steht. Ein ähnlicher Antrag, der kürzlich in Milwaukee dem Schulrat vorgelegt war, wurde kläglich verworfen. Somit wären wir mit unseren gepriesenen Zuständen selbst hinter Südafrika zurück.

Tagung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes in Cleveland, O., 1910. — Wir ersehen aus dem Cleveland „Wächter und Anzeiger“, dass die Vorarbeiten für den Lehrertag im kommenden Sommer bereits im Gange sind. Schon am 16. Januar, gelegentlich der Vierteljahrssitzung der Delegaten zum Deutschen Schulverein, erfolgte ein

Aufruf zu einer Vorbesprechung, die sich mit der Ernennung der erforderlichen Ausschüsse befassen sollte.

Einer der interessantesten Vorträge, die auf der Jahresversammlung der „British Association“ in Winnipeg, Canada, gehalten wurden, war der des Professors H. E. Armstrong über die körperlichen Unterschiede der Geschlechter und die Wirkungen der höheren Erziehung auf die Frauen. „Kein Problem“, sagt er, „kann sich an Wichtigkeit mit dem der Zukunft unserer Rasse vergleichen. Schon Herbert Spencer hat mit grossem Nachdruck auf die Tendenz hingewiesen, welche die Entwicklung der Individualität auf das Körpersystem haben muss, die Tendenz, die Fruchtbarkeit einzuschränken. Er hat auch vor den üblen Folgen starker geistiger Tätigkeit namentlich auf Frauen gewarnt. Es ist behauptet worden, dass höhere Erziehung in den Vereinigten Staaten von Amerika die Wirkung gehabt hat, die Frauen unfruchtbar zu machen. Die höhere Erziehung ist demnach ein Hemmnis auf dem Wege zur Heirat.

Derjenige Wesenszug der Zeit, der am beunruhigendsten wirkt, ist die Aufhebung des Weibes gegen seine Weiblichkeit und sein Anspruch, in jeder Hinsicht dem Manne gleichgestellt zu sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen: wenn einmal der grosse Kampf der beiden Geschlechter eintritt, und es ist zu fürchten, dass er bald eintreten wird, so wird die Frau unterliegen und wird in ihrem Sturze den Mann mitreissen; denn sie wird unvermeidlicherweise aufhören, jene spezifisch weiblichen Funktionen auszuüben, durch welche sie sich bisher im Gleichgewicht erhalten hat!“

Fünf Urteile gegen Eltern, die ihre Kinder aus der Schule behielten, wurden kürzlich in St. Louis erwirkt. Eine Geldstrafe oder 10 Tage im Arbeitshaus wurde festgesetzt. Das Urteil wurde jedoch in den meisten Fällen hingehalten, es soll aber im Wiederholungsfall unweigerlich vollzogen werden. Leider wird dem gesetzlichen Zwang zum Schulbesuch nur in den drei grössten Städten Missouris unbedingte Folge gegeben.

Zum Andenken an Karl Schurz. Die Mitglieder der „Wisconsin Society“ in New York beschlossen, das Grundstück in Watertown, Wis., die erste amerikanische Heimstätte von Karl Schurz, anzukaufen. Der Besitz soll in einen Park mit einem Museum

umgewandelt und im Namen der Gesellschaft dem Staate Wisconsin als Schurz-Erinnerungszeichen zum Geschenk gemacht werden.

Ein Universitätsrektor über die Vorbildung der Studenten. In seiner Antrittsrede sprach der neue Rektor der Münchener Universität Prof. Dr. Paul über das Thema: „Gedanken über das Universitätsstudium.“ Dabei führte er unter anderem auch aus, dass viele Studenten für ein erfolgreiches Studium auf den höheren Lehranstalten nicht genügend geistig ausgerüstet seien. Von dem Schüler dieser Anstalten werde in der Hauptsache nur verlangt, dass er das ihm aufgebene Pensum fertigstelle; auf Arbeit nach eigener Neigung werde zu wenig Gewicht gelegt. In den obersten Klassen müsste der Unterricht freier gestaltet werden, die Zahl der obligatorischen Stunden sei einzuschränken, und die Wahlfächer seien zu vermehren. Das Universitätsstudium, wie es jetzt sei, bringe freilich auch zu viel bloss rezeptives Verhalten der Studenten mit sich; deshalb müsse man die Zahl der Vorlesungen verringern, um mehr Zeit für Übungen zu gewinnen.

Dr. Holle †. Am 12. Dezember 1909 starb in Godesburg am Rhein der frühere preussische Kultusminister Dr. von Holle. Holle hat sich durch seine Bestrebungen um Verbesserungen im Volksschulwesen und seine freundlich milde Stellungnahme zur Lehrerschaft ein bleibendes Denkmal in den Herzen der Lehrer errichtet.

Das Zeugnis der Schüler eine Urkunde. Der Vater eines Schülers hatte sich Ostern geweigert, das Zeugnis seines Sohnes, das ihm zu schlecht erschien, zu unterschreiben. Dies teilte er dem Lehrer schriftlich mit. Das Zeugnisheft selbst hatte er in den Ofen gesteckt. Da das Heft Gemeineigentum war, stellte der Bürgermeister auf Veranlassung der Schulbehörde Strafantrag gegen den Vater wegen Sachbeschädigung. Das Schöffengericht Sulzbach sprach den Angeklagten frei, obwohl der Amtsanwalt M. 30 Strafe beantragt hatte. Auf eingelegte Berufung verurteilte ihn die Strafkammer des Landgerichts Saarbrücken zu M. 3 Geldstrafe und Tragung der Kosten. In der Begründung des Urteils wurde hervorgehoben, dass die Schule kein Interesse an einer sehr hohen Strafe habe. Deshalb sei auf die geringste Geldstrafe erkannt worden. Hier sei aber die prin-

zielle Frage zu entscheiden gewesen, ob ein Vater ungestraft eine Schulurkunde beschädigen bzw. vernichten dürfe. Das Gericht habe diese Frage verneint.

Über die deutsche Sprache. Gegenwärtig soll die englische Sprache von etwa 125 Millionen Menschen gesprochen werden. Gleich danach kommt aber Deutsch mit etwa 87 Millionen. Davon wohnen etwa 60 Millionen Deutschsprechende im Herzen Europas, in

Deutschland, gegen 12 Millionen in Österreich-Ungarn, 2½ Millionen in der Schweiz. Ausser dieser zusammenwohnenden Masse haben sich in die Welt zerstreut etwa 2 Millionen in Russland, 400,000 in Brasilien, 225,000 in Luxemburg, 110,000 in Australien, 100,000 in englischen Besitzungen, 14 Millionen in den Vereinigten Staaten u. s. w. Die grosse Wichtigkeit deutscher Sprache und deutscher Kultur sollte damit erwiesen sein, wenn die deutsche Sprache von allen an zweiter Stelle erscheint.

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

Prof. Dr. Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1909. 318 Seiten, 8°. Originalpappband 3 Mark.

Weises hübsches Büchlein ist auf beiden Seiten des Ozeans zu bekannt, zu seiner neuen Auflage noch einer besonderen Empfehlung zu bedürfen. Es bietet in seinen 27 Kapiteln, an denen nur im einzelnen nachgebessert worden ist, soviel des Schönen und Interessanten, dass kein Lehrer des Deutschen daran vorübergehen sollte. Die reichhaltigen Literaturnachweise im Anhang sind bis auf die neuesten Erscheinungen ergänzt und bieten jedem, der sich mit Einzelfragen eingehender befassen will, eine treffliche Bibliographie. Die äussere Ausstattung ist würdig und gediegen, wie bei allen Büchern des Teubnerschen Verlags.

The Handy Pronouncing Dictionaries. English-German by Dr. J. Blum, Author of the German Grammar: l'Allemand par la Méthode directe. 400 pp. *Praktisches Taschenwörterbuch der Umgangssprache mit der Aussprache sämtlicher Wörter.* Deutsch-Englisch von Dr. J. Blum. 290 pp., small 16°. Boston. Little Brown & Co., 1910. Cloth, \$1.25.

Dieses merkwürdige Büchlein ist in Frankreich gedruckt. Das erklärt seine Eigenheit zum Teil, entschuldigt sie aber nicht. Der Pechvogel, der sich in der Fremde mit dem hier angewandten System (so von einem solchen noch die Rede sein könnte!) der Aussprachebezeichnung behelfen wollte, verdiente unser aufrichtiges Mitleid, — und dabei nirgends eine Silbe der Erklärung der drolligen Umschrei-

bungen. Ein paar Proben: busily *bis'sili* — business *bic'ness* — bustle *bös's'l* — bustler *bös'stör* — butchery *butch'öri*; beehren *ba'fären* — beedigen *ba'f'diguen* (gu wie in *ague*? wie in *plague*? wie in *language*?) — beeinflussen *baye-enfloossen* — beeinträchtigen *bay'aeentrecheeguen* — Beerdigung *bay'airdeegoon'g* — Beere *bairay* — befähigen *baifaiceeguen* — Gemisch *guamish* — Gemse *guaimzay* — Gemunkel *guaimoon'g-kel* — Gemüse *guaimü-zay* — Krittellei *krittailye* — zähe *tzaif-ay* — Zähigkeit *tzayeechkacac*. Und so Dutzende auf jeder Seite. Streiche man den ganzen Ausspracheschwindel, so wäre das Werkchen gar kein fables Taschenwörterbuch, denn Auswahl der Vokabeln und Definitionen sind im ganzen nicht zu beanstanden. So wie es ist, kann nur eindringlich davor gewarnt werden, man müsste denn das Geld dranziehen wollen, weil einem das Büchlein tatsächlich ein paar Stunden Erheiterung ganz eigener Art gewähren kann.

Konrad Fischer, Der Schatzgräber. Eine Volkserzählung. Gotha, E. F. Thienemann, 1909. 400 Seiten, 8. Broschiert 4,50 Mark, in Originalleinenband 5,50 Mark.

Belletristische Erscheinungen zu besprechen ist sonst hier im allgemeinen unsere Aufgabe nicht, ausser wo es sich um Ausgaben für unsere Schulen handelt. Aber in diesem Falle wollen wir gerne einmal eine Ausnahme machen, und hätten wir dafür auch nur das Vorgehen des Verlags selbst ins Feld zu führen, dessen Haupttrichtung ja auch sonst Erziehungs- und Unterrichtswesen ist,

und der uns nun ein solches Werk auf den Tisch legt. Konrad Fischer ist mir erst seit wenigen Monaten bekannt und zwar zunächst als Verfasser der prächtigen Märchensammlung „Zwergröschchen“, die ich im Maiheft dieses Jahrganges warm empfehlen konnte. Nun ist er mit dieser längeren Volkserzählung hervorgetreten, der ich gleich hohes Lob erteilen kann. „Der Schatzgräber“ ist ein durchweg gesundes, spannendes und fesselndes Buch, das man — wie wohl zugegeben werden muss, dass im letzten Viertel des Werkes, in der „fallenden Handlung“, das Interesse etwas erlahmt, — ungern aus der Hand legen wird und auch ruhig ein zweites Mal vornehmen kann. Die Helden — denn ein solcher ist er in seiner Ausdauer gegenüber den ihn überreichlich treffenden Nöten und Schicksalsschlägen — begleiten wir mit stets steigendem Interesse und Mitgefühl; und an den köstlichen Gestalten seines Personals, dem alten Mahlburschen, der „nur dann stottert, wenn er spricht“, der weinerlichen alten Magd und dem grosssprecherischen Müllerjungen, wird man sich immer aufs neue ergötzen. Auch alle übrigen Personen der Geschichte sind mit fester Hand gezeichnet. Der Stil ist, dem Inhalt gemäss, einfach und volkstümlich, im besten Sinne; nur gelegentlich hat man Grund zu wünschen, dass sich die Leute etwas weniger gewählt ausdrücken möchten. Auch sind mir ein paar unbedeutende Wiederholungen aufgefallen. Doch sollen solch' kleine Ausstellungen nicht den hohen Wert des Ganzen herabsetzen. Es müsste schon ein sehr blasierter Leser sein, der das schöne Buch ganz unbefriedigt weglegen würde. Da es unbedenklich auch jüngeren Lesern und Leserinnen in die Hand gegeben werden kann, so eignet es sich vorzüglich für alle Volks- und Schulbibliotheken, und infolge seiner vornehm gediegenen Ausstattung auch sehr hübsch zu Geschenkzwecken.

John L. Hülshof (Teacher of Modern Languages in the Public Schools of New York City), Reading Made Easy for Foreigners. New York City, Hinds, Noble and Eldredge (1909). First Reader, XXIV + 67 pp. Second Reader, XXIV + 111 pp. Third Reader, XXIV + 198 pp. Cloth.

Ein guter Gedanke, geschickt ausgeführt. Die drei Bücher enthalten in wohlgeplanter Anordnung eine Fülle interessanten Lese- und Lehrstoffes und können für den Zweck, Ausländern in Sonderklassen und Abendschulen eine genügende Kenntnis des Eng-

lischen beizubringen, bestens empfohlen werden. Auch die Ausstattung — Papier, Druck und Einband — verdient alles Lob. Der Stoff des *First Reader* ist für Anfänger bestimmt und dementsprechend ganz einfach; der des zweiten Buches setzt sich ebenfalls grösstenteils aus Gesprächen und Erzählungen zusammen; der des dritten behandelt die amerikanischen Einrichtungen, besonders die Regierung; darum ist auch der Text der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung beigegeben. — Dass dem Weltfrieden das Wort geredet wird, wird man gerne billigen; weniger aber, dass Alexander der Grosse, als Typus des Eroberers, so schlecht wekommt; den Eroberer schlechtweg als Räuber zu brandmarken ist geschmacklos und heisst dem blossen geschichtlichen Sinn, den wir Lehrer nach Kräften fördern sollten, den Boden abgraben; und zugleich wäre zu bemerken, dass die Sache des Weltfriedens nur auf dem Boden gegenseitigen geschichtlichen Verständnisses der Völker, nie und nimmer aber auf dem theoretischer allgemeiner Menschenliebe gedeihen kann.

Die Einleitung, achtzehn Seiten lang, ist in allen drei Büchern dieselbe. Als Lehrweise wird die analytisch-direkte Methode, hier „*Rational Method*“ genannt, empfohlen, und dagegen lässt sich sicherlich nichts einwenden. Die Zusammenstellung der Hauptvertreter dieser Methode im Vorwort des ersten Buches, wo Professor von Jagemann als Van Jageman erscheint (auch auf der nächsten Seite ist nicht R. Krow, sondern Kron zu lesen), ist zum mindesten originell. Im ersten Absatz der „*Remarks to the Teacher*“ würde ich vorschlagen, dem Lehrer nach dem Vorgange der Häusserschen Methode zu empfehlen, nicht nur Antworten in ganzen Sätzen zu verlangen, sondern auch, besonders am Anfang, eine Wiederholung der Frage des Lehrers durch den Schüler, — ein Verfahren, von dessen Nutzen sich jeder Sprachlehrer in kurzer Zeit überzeugen kann. — In dem phonetischen Abschnitt ist mir die letzte Zeile auf S. XIII unverständlich. Ganz verwerflich vom Standpunkte der heutigen Phonetik ist die Einteilung der Laute ebenda in „*vocals, subvocals, and aspirates*“. Unter *subvocals* versteht der Verfasser stimmhafte Laute und zwar sowohl Verschluss- (*b, d, g*) wie Reibe- (*v, z, th, in then*) wie Nasenlaute (*m, n*) und Liquiden (*l, r*), auch den Halbvokal (engl.) *w*; *j* (= engl. *y* in *yes*) erwähnt er unter

den Aspiranten, unter denen er sonst alle stimmlosen Laute, und zwar wiederum Verschluss- und Reibelaute sowie den Hauchlaut *h*, ja sogar die Lautverbindung *ch* (in *chat*) zusammenwirft. Dieser Abschnitt wäre gründlich zu revidieren! Auch der Ausdruck *lip-letters* (statt *labial sounds*) auf S. XIV ist zu beanstanden und widerspricht dem auf S. XV ausgesprochenen richtigen Prinzip, dass die Sprache aus Lauten, nicht aus Buchstaben besteht. — Im zweiten Buch ist mir auf S. 109, Z. 5/6 eine Kleinigkeit aufgefallen, nämlich die Trennung *majesty*, die das Englische nicht gestattet, da kein englisches Wort auf *j* ausgehen kann. Sonst ist die Korrektur äusserst sorgfältig gelesen.

Univ. of Wis.

Edwin C. Roedder.

Deutscher Sagenkalender für Kinder. Herausgegeben von Paul Matzdorf. Mit Bildern von Maria Hohnack. Verlag von Arwed Strauch, Leipzig. 8vo, 48 Seiten, broschiert. Preis 15 Pf., 50 Expl. je 13 Pf., 100 Expl. je 12 Pf.

Märchenkalender. Herausgegeben von P. Matzdorf. Mit Textillustrationen von Ludwig Richter und Maria Hohnack. Verlag von Arwed Strauch, Leipzig. 48 Seiten. Preis 10 Pf., 50 Expl. je 9 Pf., 100 Expl. je 8 Pf.

Die beiden jährlich erscheinenden Büchlein verdienen ihres überaus niedrigen Preises wegen die Beachtung aller Lehrer, die ihren Schülern einmal eine besondere Freude bereiten wollen. Man bedenke, dass sich für 100 Exemplare die Kosten des Märchenkalenders nur auf zwei Dollars belaufen; bei dem Sagenkalender auf drei. Dieser enthält in diesem Jahre auf mattweissem Papier und in klarem Druck mehrere bekannte deutsche Sagen, Lohengrin mit dem Schwan, der hart geschmiedete Landgraf, Wilhelm Tell, der Glockenguss zu Breslau, usw. Fünf gute vollseitige Holzschnitte zieren das Büchlein. Unter den letzteren ist ein vorzüglicher Holzschnitt, der den Schrecken des Glockengiessers bei der Leiche des „Buben“ veranschulicht.

Der Märchenkalender, welcher für jüngere Schüler berechnet ist, trägt auf dem Umschlag ein Buntbild, bei Grossmutter, die ihren Enkeln und Enkelinnen Märchen erzählt, nach dem bekannten Holzschnitt von Ludwig Richter.

Den Anfang macht „der kleine Häwermann“ von Theodor Storm; diesem folgen mehrere Märchen der Brüder Grimm.

Andersen ist durch „die Prinzessin auf der Erbse“ vertreten und Clemens Brentano durch das Märchen von dem Witzenspitzel. Das Büchlein enthält im ganzen elf Holzschnitte.

Beiden Büchlein geht ein kleines Kalendarium voraus. Wer für die nächsten Weihnachten an diese beiden Büchlein denkt, der sei daran erinnert, dass die Kalender für 1911 andere Märchen und Sagen enthalten.

Das Unternehmen sollte billigerweise auch bei uns die ihm gebührende Beachtung finden. Jedenfalls sind so gute Sachen nirgends wohlfeiler zu erhalten.

E.

Bilder für den Anschauungsunterricht aus den Hey-Spekterschen Fabeln von Wilhelm Pfeiffer und Albert Kull. 9 Lieferungen (à 3 Bilder). Preis für die Lieferung M. 6; für das einzelne Bild M. 2.40; aufgezogen auf Leinen mit Stäben und Ringen für die Lieferung M. 11; für das einzelne Bild M. 4. Grösse der Blätter 90x68 cm; Bildfläche 83x62 cm. Gotha, Perthes, o. J.

The Pictorial German Course (with Pictures, Descriptions, Conversations and Grammar) edited by Hy. Baumann, M. A. Boston, Little, Brown & Co., 1907.

Für die pädagogische Beurteilung dieser Bilder kommt es darauf an, zu welchem Zwecke sie benutzt werden sollen. Sollen sie dem Anschauungsunterricht in der eignen Sprache dienen, so sind die Serien durchweg ohne Einschränkung zu empfehlen. Sie kommen natürlich in erster Linie im deutschen Unterrichte in Betracht, da sie Illustrationen zu den bekannten Heyschen Fabeln sind und in dieser Wechselwirkung ein ausgezeichnetes Lehrmittel abgeben. Man kann zuerst das Bild als Anschauungsmaterial benutzen, auf diese Weise durch vorbedachte Fragen eine kleine Fabel entwickeln und alsdann das dazugehörige Gedichtchen lernen lassen. Und meiner Meinung nach gehören diese schlichten, formal durchaus geschickten und für Kinderdrehen und Kinderzungen geschaffenen Verse immer noch zu dem geeignetsten Lernstoff. Die Bilder sind mit freier Benutzung der Speckterschen Zeichnungen von den Malern Wilhelm Pfeiffer und Albert Kull hergestellt, und zwar ist Pfeiffer dabei unbedingt der geschicktere und pietätvollere. Er weiss die kleinen stimmungsvollen Skizzen Speckters in grosse Farbenzeichnungen zu transponieren, verändert hier die Perspektive, fügt dort ein paar Details hinzu oder arbeitet nur Angedeutetes dem Zwecke entsprechend

schärfer heraus. Ändert er einmal radikal, so kann man beobachten, wie dennoch andere Bilder Speckters ihn inspirieren. Tafeln wie der „Rabe“ (1), „Wandersmann und Lerche“ (5), „Knaabe und Vogelneest“ (6), „Bär“ (8), vor allem aber das prächtige Stimmungsbildchen „Pferd und Sperling“ (4) sind ein willkommener Schmuck für Kinderstube und Klassenzimmer und können sich mit andern Publikationen dieser Art messen.

Die Kullschen Bilder (23, 24, 25, 26, 27, 16, 17, 18, 19, 20, 21) sind lange nicht so gut, viel detaillierter und weniger auf Fernwirkung berechnet. Sie halten sich mehr in dem Rahmen der üblichen Anschauungsbilder, von denen die bekannten Hölzelschen Serien ein abschreckendes Beispiel sind.

Natürlich können wir, sobald es auf die Erlernung einer fremden Sprache ankommt, nicht denselben Masstab anlegen. Wir werden für Erwachsene manche zu kindliche Bilder ausschalten müssen, obwohl ich immer gefunden habe, dass sich die Studenten in Konversationskursen ganz willig ein paar Jährchen zurückdatieren lassen. Anrerseits können wir die Forderung der Einfachheit und inneren Geschlossenheit der Bilder nicht in demselben Masse aufrecht erhalten. Denn hier kommt es in der Tat auf ein wenig reicheres Detail hinaus, zumal wenn man nicht beschreiben lässt (was gerade amerikanische Schüler so sehr nötig haben), sondern mit Frage und Antwort arbeitet und das Bild nur als Ausgangspunkt für das Erlernen von Wörtern nimmt. Immerhin sollte man auch die Beschreibung nicht ganz vernachlässigen, und da sollte dem Lehrer der fremden Sprache der Lehrer der Muttersprache entschieden viel besser vorarbeiten. Man kann immer und immer wieder dieselbe Erfahrung machen, dass unsere Studenten einfach keinen einheitlichen Standpunkt nehmen können und zuerst mit den Nebensachen anfangen. Sie sind auch hier so ganz undiszipliniert.

The Pictorial German Course von Henry Baumann leidet hauptsächlich an der Zwiespältigkeit, dass er nicht recht weiss, ob er den Weg der „natürlichen Methode“, oder den der Grammatik einschlagen soll, und es mit beiden zu gleicher Zeit versucht. Ausserdem soll das Buch dem Selbststudium und dem Studium im Klassenzimmer dienen, und damit wird es für keines von beiden recht tauglich. Die Bilder sind dann auch nur schliesslich Nebensache, denn die rechtsseitigen Erklärungen, Fragen und Ant-

worten gehen doch meist über das Sinnliche hinaus; und wenn am Ende ein ganzes Table d'hôte, wo sich Truthahn, Gans, Ente, Huhn, Fasan etc. nur durch die Grösse unterscheiden, aufgezeichnet wird, so kommt das doch auf Spielerei hinaus. Wer so weit im Gebrauche der Sprache fortgeschritten ist, muss ein Reisewörterbuch oder einen Sprachführer haben.

Übrigens wäre ein Bilderbuch (allerdings mit ein wenig bessern Bildern) für den Klassegebrauch garnicht übel, nur müssten die Wörter dann nicht wie hier unten auf der Seite stehen, sodass der Schüler immer wieder hinsehen kann, sondern vielleicht hinten in einem Appendix, der sie in Umrisszeichnungen einträgt.

Die Idee des Buches ist so übel nicht, wenn sie nur sorgfältiger und klarer herausgearbeitet wäre.

Dr. Friedrich Beck: *Theorie der Prosa und Poesie*. Ein Leitfaden für den Unterricht in der Stilistik (Rhetorik) und Poetik an Gymnasien und verwandten Lehranstalten wie auch zum Privatgebrauche. — I. Abteilung: Lehrbuch des deutschen Prosastils. — II. Abteilung: Lehrbuch der Poetik. — Siebente vermehrte und verbesserte Auflage, mit Beachtung der neuen Rechtschreibung. Leipzig, Zieger. XII, 266 und XV, 144 S.

Die beiden Bücher erinnerten mich, ich weiss nicht durch welche Assoziation, an den Maler (war es nicht Karsten?), der sich aus der Münchner Akademie davonmachte und den Direktoren seinen abgeschnittenen Zopf schickte. Vielleicht ist das Kgl. Bayr. Kultusministerium, das die Bücher empfiehlt, wie zu lesen auf dem Titelblatte, an dieser Erinnerung schuld.

In dem ersten, dem Lehrbuch des deutschen Prosastils, soll Disposition gelehrt werden. Jedes Thema wird von allen Seiten zugleich angefasst, sodass schliesslich ein unmögliches Durcheinander entsteht, das für den Schüler das Gefährlichste ist, was man sich denken kann. Statt dass ein Standpunkt gewählt wird, von dem alles konsequent zu betrachten ist, wenn möglich bei Beschreibungen impressionistisch; statt dass bei abstrakten Themen die Disposition von innen heraus entwickelt wird, haben wir durchaus ein Schema, das auf „Die armen Waisen in der Christnacht“, „Bestrafte Neugier“, „Das gerettete Kind“ (und ähnliche schöne Romanmotive), auf die „Beschreibung der Hunnen“ (!), „Zoraster“ oder „Konfuzius“

passen muss. Welch wichtige Rolle auch der Fachlehrer im Aufsatz spielen kann, wie wirksam naturwissenschaftliche und mathematische Aufsätze sein können, wird gar nicht berücksichtigt, und die theoretischen Ausführungen über Stile etc. sind wie auch im „Lehrbuch der Poetik“ ein Unfug mit griechischer und lateinischer Terminologie nach dem Rezept: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben...“ Einzelne Beispiele mit einer guten Analyse würden da eine ganz andere Wirkung tun. Überhaupt hat der Lehrer alle diese Sachen an der Hand der Lektüre den Schülern nebenbei zu lehren und ein Lehrbuch ist ganz unnötig.

Nur zwei Beispiele von Definitionen: „Der Rhythmus entsteht durch die hörbare Hebung und die Senkung der Worttöne, er ist entweder quantifizierend oder akzentuierend.“

„Wortfuss heisst ein Versfuss, wenn ihn ein einzelnes Wort bildet.“

Zur Entschuldigung des Kgl. Bayr. Kultusministeriums mag vielleicht gesagt werden, dass die Bücher vor über 30 Jahren zuerst erschienen; dass sie aber ihre siebente Auflage erreichten, ist nicht zu entschuldigen. Über die missverständene klassische Philologie im Klassenzimmer, versetzt mit deutscher Gesinnungstüchtigkeit, ist man doch schon lange hinaus.

Univ. of Wis.

Ernst Feise.

Masters of the English Novel. A Study of Principles and Personalities by Richard Burton. New York, Henry Holt & Co., 1909. Price \$1.25.

Richard Burton has not added to his reputation by his new book, *The Masters of the English Novel*. It is pedantic and, moreover, it is stilted; he is not. It is full of affectation; he is outspoken. A chance reader who takes this book as indicative of the style and spirit of the author of *Dumb in June*, and honestly seeks to avoid him in the future will be deprived of a bit of sincere pleasure.

We feel that an extension of sympathy toward the author is more in order than an expression of appreciation. There is nothing in the book that reflects the writer's well-known capacity for seeing an old thing in a bright and original way. There is no real reason why a writer as well-seasoned as Prof. Burton should descend to the common-place. Perhaps he has given his strength too largely, of late, to the drama. He has but to conceal a stenographer in one corner of his class room and proceed to give his students, in his inimitable manner, Richard Burton's Own Ideas on the Novel.

Ba.

II. Eingesandte Bücher.

Selections from the Works of Samuel Johnson. Edited with an introduction and notes by Charles Grosvenor Osgood, Preceptor in English in Princeton University. New York, Henry Holt, 1909. Price, 90 cts.

Heimat. Schauspiel in vier Akten von Hermann Sudermann. Edited with an introduction and notes by F. G. G. Schmidt, Ph. D., Professor of the German Language and Literature, State University of Oregon. Boston. D. C. Heath & Co., 1909. Price, 35 cents.

Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. Fünfte Auflage in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, a. o. Prof. a. d. Univ. Leipzig; Herman Hirt, a. o. Prof. a. d. Univ. Leipzig; Karl Kant, Privatgelehrter in Leipzig. Her-

ausgegeben von Herman Hirt. Siebente und achte Lieferung: Lab bis Nüster. Verlag von Alfred Töpelmann, Giessen, 1909. Vollständig in 12 Lieferungen à M. 1.60.

Masters of the English Novel. A Study of Principles and Personalities by Richard Burton. New York, Henry Holt & Co., 1909. Price, \$1.25.

Wiedukinds Märchen von A. Schletter, mit Bilderschmuck von Albert und Franz Arnold, Leipzig, Otto Schreyer, Leipzig.

Schillers Jungfrau von Orléans. Edited with introduction, notes, and vocabulary by Warren Washburn Florer, Ph. D., University of Michigan. American Book Co.

Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Lit. D. Dr. Rein, Professor an der Universität Jena. Quelle & Meyer, Leipzig. 1909.